



Peter Weinberger

15 Frauen

Kalendergeschichten

Österreichisches Literaturforum

ISBN 978-3-902760-07-4

IMPRESSUM

Österreichisches Literaturforum

<http://www.oelf.at>

Herausgeber:

Dr. Johannes Diethart
Johannes.Diethart@oelf.at

ISBN 978-3-902760-07-4

Verfasser und Herausgeber legen großen Wert darauf,
daß dieses Buch der alten Rechtschreibung folgt.

© Peter Weinberger 2015

Titelbild: Stehende Frau, Südosteuropa, 5000-3500 v.u.Z.
Sämtliche Illustrationen sind Bearbeitungen eigener Photos.

Vorwort



Liegende Frau, parthisch (Iran, Mesopotamien), 200 v.u.Z. - 200 n.u.Z.

Als ich im Dezember 2009 im Institute for the Ancient World der New York University die Ausstellung *The Lost World of Old Europe* sah, war ich fasziniert von den dort gezeigten Objekten einer Kultur, die zwischen 3500 und 5000 v.u.Z. in Südosteuropa blühte. Ich war tief beeindruckt von der Abstraktheit der Darstellungen, insbesondere von der geometrischen Anordnung im sogenannten Frauenparlament. Die Ausstellung umfaßte lediglich zwei Räume, die sich aber als wahre Schatzkammern erwiesen. Ich glaube, ich habe die Ausstellung viermal besucht und somit vermutlich einen halben Tag dort verbracht.

Bei dem Versuch, die merkwürdige Anordnung von weiblichen Figuren im Frauenparlament zu verstehen, schob sich immer wieder der

Gedanke in den Vordergrund, es könnte sich auch um einen Kalender handeln. Um einen ganz besonderen Kalender muß es sich handeln, dachte ich mir, um einen Kalender, vielleicht von Frauen als Zeitmaß für Frauen erdacht. Fünfzehn Figuren in einem Kreis aufzustellen, überlegte ich, muß einfach eine sehr reale Bedeutung haben. Die erste Geschichte, unmittelbar nach den Besuchen in jener Ausstellung aufgeschrieben, widerspiegelt diesen Versuch.

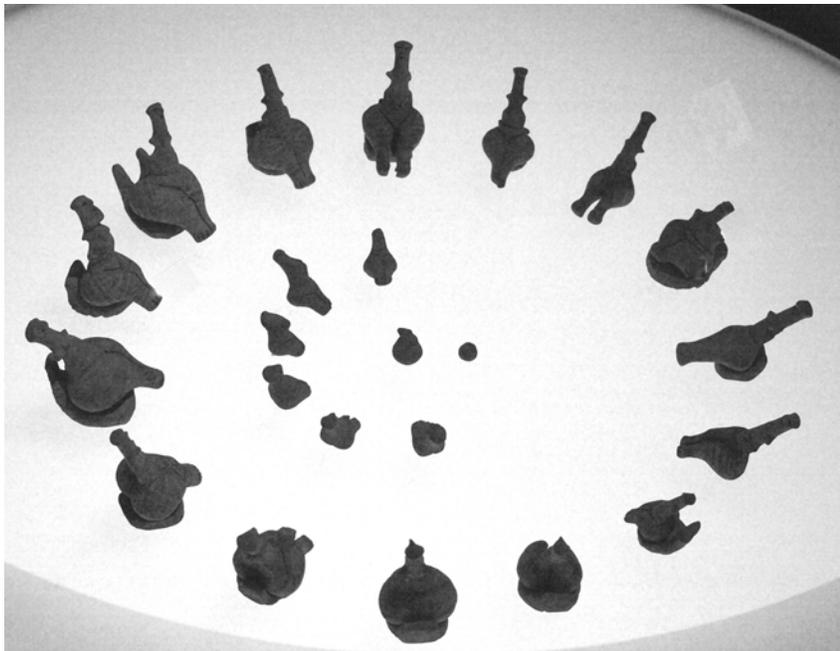
Irgendwann danach habe ich gelesen, daß sich vierzehn Frauen im Verlassenschaftsgericht um einen Anteil am Erbe nach Gustav Klimt gestritten haben. Klimts vierzehn Frauen ließen in mir die Idee entstehen, zu dem an die 6000–7000 Jahre alten Kalender Geschichten mit der jeweils zutreffenden Zahl von Frauen zu verfassen und zwar in einer Reihenfolge, nach der vielleicht ein solcher Kalender verwendet worden ist. Dies bedingt, daß es nun zum Beispiel drei verschiedene Geschichten von sechs Frauen gibt. Lediglich für sieben bis fünfzehn „Frauen“ bedarf es jeweils nur einer Geschichte.

Außerdem entschloß ich mich, vielleicht auch deshalb, weil im Metropolitan Museum der Raum mit zykladischer Kunst mein Lieblingsort ist, als Illustrationen Bilder von Skulpturen bzw. von Teilen davon zu verwenden. Diese Skulpturen, in einem Zeitraum von fast 10.000 Jahren entstanden, verbindet ein einziges Thema: „Die Frau.“

Reihenfolge der Geschichten:

Äußerer Kreis: Fünfzehn Geschichten
(Erster) Halbkreis: Sechs Geschichten
Zentrum: Eine Geschichte
(Zweiter) Halbkreis: Sechs Geschichten

Fünfzehn Frauen



Frauenparlament, Südosteuropa, 5000-3500 v.u.Z.



Einzelne Figur aus
dem Frauenparlament

Das Frauenparlament

Fünfzehn Frauen, entlang eines äußeren Kreises auf niedrigen Schemeln sitzend, haben das Gesicht sechs weiteren, sich auf einem eingeschriebenen, konzentrischen Halbkreis befindlichen Frauen zugewandt. Sie alle haben ihren Blick auf jene im Zentrum der beiden Kreise gerichtet. Fünfzehn Frauen scheinen das Geschehen im Inneren ihres Kreises zu kontrollieren. Ein Geschehen, in dem die entlang des Halbkreises – fast wie bei einem Gericht – sich ausschließlich mit der Frau im Mittelpunkt beschäftigen.

Wie bei einem Gericht? Nach den Vorstellungen und Gesetzen sechstausend Jahre später Geborener? Vielleicht trat statt dessen eine Art Frauenparlament zusammen, eine Vereinigung von Vertreterinnen jener Stämme, die zur Zeit der mesopotamischen Hochkulturen das Donautal Südosteuropas besiedelt haben? Insignien ihrer fraulichen Würde, ausladende Hüften und breite Schenkel, weisen sie alle auf. Insignien eines Matriarchats, in dem die Leben und Überleben Schenkenden das Geschehen bestimmen.

Genauso gut könnte es sich um ein Initiationsritual handeln. Ein Ritual, bei dem der Erdgöttin das erste Menstruationsblut einer angehenden Frau geopfert wird. Der Erdgöttin, der Erde, die im Frühjahr

Leben hervorbringt und es im Winter wieder verdorren läßt. Alle Frauen, die alten und die eben erst erblühten, haben sich zu diesem Ritual eingefunden, zum Frühlingserwachen eines Mädchens.

Aber ist es wirklich ein Ritual, das stattfindet? Zu sehr erinnern die breiten Schenkel der Versammelten an Fruchtbarkeitsgöttinnen. Vielleicht dienen die fünfzehn Tonfiguren dazu, die fruchtbaren Tage einer Frau festzuhalten, im Mittel um den fünfzehnten Tag? Die äußeren Figuren und die im Halbkreis zusammengezählt führen zum Tag in der Mitte, zum 22. Tag, nach dem sechs weitere Tage – eine Wiederholung der Zahl der Frauen im Halbkreis – den Menstruationszyklus beenden und damit auch eine Periode im Mondumlauf abgeschlossen ist.

Das Zählen erfolgt zuerst von außen nach innen und danach von innen nach außen. Diese 22 Figuren von Frauen, in Gruppen aufgeteilt und geometrisch unterschiedlich angeordnet, erweisen sich mit einem Mal nicht nur als astronomischer, sondern auch als biologischer Kalender, der keines besonderen Namens für Mondperioden bedarf. Er verläuft für alle 22 Frauen ohnehin unterschiedlich. Außerdem wären solche Namen vermutlich genauso sinnlos wie jene, die Jahrtausende danach in Gebrauch sind.

Die kreisförmige Anordnung von 15 Frauen widerspiegelt nicht nur ästhetische Perfektion, sondern vermittelt vor allem den Eindruck, daß damit weder ein Anfangs- noch ein Endpunkt verbunden ist. Und der Halbkreis der sechs Frauen? Er bestimmt die Richtung des Zählens bis zum Umkehrpunkt in der Mitte. Es ist der äußere Kreis, der Unabdingbarkeit und zugleich Wiederholbarkeit symbolisiert. Wiederholbarkeit wie die Abfolge von Jahreszeiten, wie das Auf- und Untergehen des Mondes.

Klarerweise könnte man sich die sechs Frauen im Halbkreis auch auf einen eingeschriebenen Kreis, die Eckpositionen eines Sechsecks umfassend, verteilt vorstellen. Die zweiundzwanzigste Tonfigur würde dann das Zentrum beider Kreise bilden. Allerdings würde dies die Gesamtsymmetrie der Anordnung empfindlich stören, denn die Abstände

zwischen den sechs Frauen müßten zumindest einmal drei Frauen im äußeren Kreis entsprechen. So angeordnet, könnten die zweiundzwanzig Tonfiguren immer noch als Kalender dienen: Die Größe der Figuren bestimmt ohnehin die jeweilige Zuordnung zu einem der Kreise.

Unabhängig von der Anordnung im Inneren, scheinen die fünfzehn Frauen entlang des äußeren Kreises jedenfalls das Leben an sich zu überwachen. Ihre Tage und die Tage der Zeitrechnung. Fünfzehn Frauen, versammelt vor mehr als 6000 Jahren, als kleine Tonfiguren festgehalten.

Vierzehn Frauen



Zwei Frauen, neolithisch, Südanatolien, etwa 7000 v.u.Z.



Der Streit um Gustav Klimts Erbe

Moche-Kultur, Peru,
100-800 n.u.Z.

Also, vierzehn sind wir insgesamt. Vierzehn Frauen, die sich mit ihren Kindern beim Verlassenschaftsrichter eingefunden haben. Natürlich kennen wir uns alle untereinander. Jede von uns will halt aus seinem Nachlaß einen gerechten Anteil, schließlich sind es größtenteils seine Kinder, seine Bastarde, die wir angeschleppt haben.

Die Mizzi und die Maria erwarten, es beim Richter etwas leichter zu haben, denn deren Buben hat er ja als seine Sprößlinge legal anerkannt. Der Mizzi ihr Kleiner ist bloß ein Jahr alt geworden. Mit ihrem Gustav und dem kleinen Otto hat die Maria dagegen offensichtlich echte Chancen auf einen Teil seiner Verlassenschaft. Glaubst du zumindest.

Auf die Mizzi ist er total versessen gewesen. Die hat ihm mit ihren roten Haaren und natürlich mit ihrem roten Buschen total den Kopf verdreht. Kein Wunder, daß sie einen Bamperlatsch vom ihm verpaßt bekommen hat. Sogar als sie schwanger war und schon einen dicken Bauch gehabt hat, hat sie ihm noch Modell stehen müssen. Stundenlang hat er sie im Atelier nackt posieren lassen, dabei ist ihr schon der Nabel spitz hinausgestanden.

Eh klar! Weil die meisten Frauen einen schwarzen Buschen haben, ist er besonders auf die andersfärbigen gestanden. Auf den roten von der Mizzi und den blonden von der Gerti

Auf weibliche Hintern, fällt mir gerade ein, ist er wie wild abgefahren. Von der Herma soll er bei irgendeinem Anlaß gesagt haben: „Das Mädchel hat einen Körper, von dem der Hintern schöner und intelligenter ist als das Gesicht bei vielen andern.“ Ihren Hintern hat er jedenfalls etliche Male verewigt. Sogar in Öl

Also, einfach war's nicht mit ihm. Kaum hat er ein neues Modell gehabt, hat er es schon nach ein paar Sitzungen gevögelt. Das ist immer nach dem gleichen Muster abgelaufen. Erst hat er sie nackt posieren lassen, und dann, wie er's nicht mehr aushalten hat können, ist er wie ein Raubtier über sie hergefallen. Die feinen Damen aus der besseren Gesellschaft, die er für viel Geld portraitiert hat, haben es natürlich besser gehabt. Die haben sich nicht nackt hinstellen müssen! Und betatscherlt wurden sie auch nicht

Sich nicht mehr von ihm vögeln zu lassen, war meistens zugleich das Ende einer Karriere als Modell bei ihm. Oft sind wir zu zweit oder gar zu dritt nackt auf dem großen Bett gelegen. Und er hat gezeichnet. Ununterbrochen hat er ein neues Stück Packpapier auf seinen Tisch gelegt und eine andere Perspektive von uns versucht.

Ich weiß gar nicht, wie oft er mich von hinten, als Rückenakt, wie er es genannt hat, gezeichnet hat. Schön brav ein wenig schief kauern, hat's immer g'heißen, wahrscheinlich damit mein Hintern möglichst prominent zur Geltung kommt.

Einmal hat er wollen, daß ich mich eine ganze Stunde selber befriedige, bevor er mich gepudert hat. Mehrere Zeichnungen hat er damals von mir angefertigt, alle mit einem meiner Finger in meiner Muschel. Wie er dann – nachher natürlich – hinausgegangen ist, habe ich eine der Zeichnungen versteckt und später mit nach Hause genommen. Er hat es überhaupt nicht bemerkt, weil da so viele Blätter übereinander gelegen sind.

Ich hab' noch etliche Male ein paar Zeichnungen mitgehen lassen. Mit voller Absicht natürlich, um sie eventuell später einmal zu verkaufen. Das nackte Herumlungern, etliche Stunden hindurch, war schließlich ziemlich schlecht bezahlt. Und außerdem war's immer kalt im Atelier. Für den obligaten Beischlaf danach hat's natürlich auch nichts geben. Im Gegenteil: Ein Kind hat er mir ang'hängt, ein Mäderl, für das ich ganz allein aufkommen muß, weil legalisiert hat er nur die Buben von der Mizzi und der Maria. Ein richtig süßer Bengel ist sie, meine Luzi. Jetzt, da er tot ist, bleibt sie mir halt als Erinnerung an ihn ...

Eben hat der Richter gesagt, die Hedi soll sich eines gemäßigeren Tons befleißigen, sonst laßt er sie aus dem Verhandlungssaal entfernen. Die war schon immer besonders vorlaut und hat nie ihr Maul halten können. Und ausgerechnet mit ihr habe ich mich ein paar Nachmittage hindurch auf lesbisch vergnügen müssen. Er wollte, wie er uns sagte, unbedingt zwei Freundinnen beim gegenseitigen körperlichen Kontakt zunächst zeichnen und dann malen. Einmal hat er sie halb angezogen sehen wollen, dann wiederum mich. Sogar so eine Art Turban hat er verlangt, daß wir abwechselnd aufsetzen sollen.

Mit jedem Kostümwechsel hat die Fummelei auf's neue begonnen. Richtig peinlich war's mir, ihr einmal das linke und dann wiederum das rechte Duttel zu halten. Leider ist er mit der ersten Sitzung nicht zufrieden gewesen. Eine ganze Woche hat sich das damals hingezogen. Und zum Schluß hat er uns abwechselnd gepudert.

Diese ewigen Szenen zu zweit. Mir war viel lieber, allein Modell zu stehen, auch wenn er nur am Spreizen meiner Schenkel interessiert war. Jedes Mal hat er, spätestens dann, wenn ich aus lauter Langweile schon fast eingeschlafen war, meine Körperstellung für sein Vergnügen ausgenützt ...

Irgendwie schon interessant, die anderen zu sehen. In Blusen und langen Röcken, so schön züchtig halt. Ein paar haben sogar lächerliche Hüte aufg'setzt, mit Kirschen und Blumen obendrauf. Also, ich hab' uns, die Luzi, immerhin seine Tochter, und mich, auf ärmlich angezo-

gen. Vielleicht wirkt das beim Verlassenschaftsrichter eher als die Hüte mit den Kirschen

So, jetzt, weil alle Einsprüche und Ansprüche eingebracht worden sind, wird's langsam interessant. Jetzt wird der Richter bald eine Entscheidung über die Aufteilung der Verlassenschaft treffen müssen. Ob der wirklich die vielen unehelichen Kinder berücksichtigen wird?

Geheiratet hat er nämlich nicht einmal diese aufgeputzte Kuh, die Emilie. Trotz ihres bestens gehenden Modegeschäfts. Ob er mit ihr je gebumst hat, wo er doch jederzeit die Allerschönsten in seinem Atelier haben konnte? Ein Bild von ihrem Hintern – so wie das von der Herma ihrem – habe ich jedenfalls bis jetzt nicht gesehen.

Also, das ist doch wirklich arg. Nur für legale Erben gibt's ein Anrecht auf eine Verlassenschaft, sagt er. Die vom Gusti anerkannten Kinder bekommen deshalb eine kleine finanzielle Zuwendung. Alle anderen bekommen nichts, weil er kein Testament mit Verfügungen bezüglich uns allen hinterlassen hat. Großartig! Da hat er uns alle jahrelang gevögelt, uns Kinder angehängt, stundenlang im kalten Atelier nackt herumkugeln lassen, und dann gibt's dafür nicht einmal ein kleines finanzielles Dankeschön.

Klar, daß alle schimpfen wie die Rohrspatzen. Jetzt haben's sogar die letzten begriffen: Nix gibt's für uns. Unsere Kinder könnten ja auch von wem anderen sein! Wahrscheinlich sind wir für ihn, für den Herrn Rat, nur Schlampen, die der berühmte Herr Künstler vollkommen zu recht ein bißerl gevögelt hat.

Ich hab' ihn einmal g'fragt, ob nicht die Zeichnungen, die er von uns anfertigt, eigentlich Pornographie sind. Schau, hat er damals g'meint, an deinen Dutteln ist nix pornographisch. Es ist schade, daß du sie fast immer in deiner Bluse verstecken mußt. Nackt ist der Mensch am schönsten, auch wenn andere glauben, Nacktheit und Unmoral gehen Hand in Hand.

Na, vielleicht hat er doch recht g'habt, der Gusti, bloß ich werd' halt in Zukunft wieder als Kellnerin in einem Kaffeehaus arbeiten

müssen. Dort wird mich gelegentlich einer der feinen Herren, die ihn so lautstark angegriffen haben, in den Hintern zwicken. Einer feschen Kellnerin auf's Hinterteil greifen zu dürfen, gehört vermutlich zu deren Selbstverständnis. Ein bekleideter Hintern ist schließlich nicht pornographisch.

Luzi, wir gehen! Nichts hat für uns herausgeschaut. Du bist zwar seine Tochter, aber vor dem Gesetz zählst du, ein sogenanntes illegitimes Kind, wie es eben geheißen hat, nicht. Sag „Auf Wiederschauen!“ zu deine Halbgeschwister, du wirst sie kaum wiedersehen.

Dreizehn Frauen



Balkonfigur, Noto, Sizilien, Villadorata-Palast, 18. Jahrhundert



Letztes Abendmahl, Ste. Trinité
d'Anzy-le-Duc, Département Saône-
et-Loire, 11. Jahrhundert, Photo-
montage mit weiblichen Köpfen

Der Tisch gegenüber

Wie jeden Schabbat-Abend saßen wir alle um einen Tisch herum. Eigentlich ist es eine Ansammlung von Tischen, die zu einer U-förmigen Tafel zusammengestellt wird. Ein bißchen schmierig und abgenützt sind die Tischtücher schon, und nicht alle Tische sind gleich hoch, die Küche in der Taverne besitzt allerdings einen recht guten Ruf: Stets sind die Speisen mit frischen Kräutern gekocht und bestens gewürzt. Sogar der obligate Hammelbraten kann für sich beanspruchen, nicht allzu fett zu sein. Die berechtigte Hoffnung auf ein mehr als akzeptables Mahl wog bisher die etwas schäbige Ausstattung durchaus auf.

Also, da saßen wir wieder einmal zusammen: Entlang der einen äußeren Seite des U die Frauen, entlang der anderen die Männer. Zugegebenermaßen ein bißchen traditionell die Anordnung, aber ganz praktisch, denn so kann man mit den anderen Frauen plaudern, ohne unterbrochen von den Männern niedergeredet zu werden.

Wie? Sie wissen gar nicht, wer wir sind und von wem die Rede ist? Also, das ist eigentlich sehr einfach! Mein Mann, der stets mir gegenüber sitzt, das ist der Joshuah ben Jussuf.

Doch, doch, den kennen Sie: Das ist der, der öffentlich für einen friedlichen Widerstand gegen unsere Besatzer auftritt. Sehr oft spricht er

auch von einer neuen Zeit, die anbrechen wird, nur mißverstehen ihn die meisten, weil sie so sehr in der Gegenwart verhaftet sind und nicht jenseits ihres Alltags denken können.

Ja, natürlich! Sie haben vollkommen recht: Viele nennen ihn Wunderrabbi, obwohl er erstens gar kein Rabbiner ist, und zweitens seine sogenannten Wunder stets ganz ordinäre, natürliche Ursachen haben. Er ist halt fest davon überzeugt, daß manches Mal Kranken bloß die richtigen Worte in ihrem Leid helfen. Aber Sie wissen ja, wie das ist: Die Leute glauben viel lieber dem Schnickschnack derer, die sich zu Unrecht Arzt oder Heiler nennen.

Die Männer sind übrigens alle Freunde meines Manns, einige von ihnen sind mit Cousinen von mir verheiratet, das heißt, sie gehören also zur Familie.

Auf meiner Seite der Tafel, zu meiner Linken, sitzen für gewöhnlich Sarah, die Ältere, die Rebecca aus Sichem, Tamara, die Rote, die Naomi und die Ruth aus Beer Scheba. Da wir zwei Sarahs haben, nennen wir die Frau von Simon einfach Sarah, die Ältere, weil der Simon auch schon etwas betagt ist. Ja, und die rote Tamara heißt so, weil sie tatsächlich ein dichtes Gestrüpp von roten Haaren besitzt. Dafür hat die Tamara, die Schwarze, die meistens rechts von mir Platz nimmt, kohlrabenschwarze, lange Haare. Ich kann Ihnen sagen, die schwarze Tamara ist eine richtige Schönheit. Ihr Mann, der Jakobus ben Alphäus, hat sich ganz schön anstrengen müssen, um sie für sich zu gewinnen. Die längste Zeit hat sie nämlich von ihm nichts wissen wollen. Irgendwie hat sie geglaubt, zu Höherem auserkoren zu sein. Allerdings fragt man sich, was heutzutage dieses sogenannte Höhere eigentlich ist. Die berühmten alten Familien, wie zum Beispiel die angeblichen Nachfahren von König David, sind entweder schon längst ausgestorben oder so verarmt, daß es wenig erstrebenswert ist, ihnen, die ohnehin nur arrogant sind, anzugehören. Und die Herodes-Familie – wie wir alle wissen – war immer schon zum Kotzen. Letztlich hat sie's doch eingesehen, daß der Jakobus gar keine so schlechte Partie war.

Übrigens habe ich vergessen, die Anat zu erwähnen, die stets links von mir sitzt und zwar immer gegenüber dem Andreas. Die zwei sind nämlich ganz schön ineinander verschossen. Kaum läßt man sie allein, fangen sie schon zum Turteln an. Und nur dann, sobald der Andreas am Männertisch zu einem längeren Wortschwall ausholt, tratscht die Anat auch mit ihren Nachbarinnen, vorzugsweise mit der Ruth aus Beer Scheba. Das ist eine kleine, fast winzige, unheimlich hübsche Person mit ganz dunklem Teint, um nicht zu sagen, sie ist fast schwarz. Aber Energie hat die Ruth für drei. Ihr Mann, der Bartholomäus – Sie entschuldigen schon, wenn ich die jetzt sehr in Mode gekommenen lateinisierten griechischen Namen verwende –, zuckelt immer drei Schritte hinter ihr her. Zum Lachen hat der zu Hause vermutlich wenig. Wenn die sich etwas vornimmt oder einbildet, dann hält sie nichts, absolut nichts zurück, dies auch zu Ende zu bringen. Aber vielleicht sind dort unten in der Wüste, in Beer Scheba, alle so. Vielleicht gehören Mut und Entschlossenheit dazu, in einer Wüstenstadt wie Beer Scheba zu leben.

Naomi, zu meiner Linken, die Frau vom Philippus, spricht kaum mit ihren Nachbarinnen oder anderen Frauen auf unserer Seite der Tafel. Dafür hört sie aufmerksam zu, was die Männer so von sich geben. Manches Mal hat es den Anschein, als wünschte sie, an deren Gesprächen teilnehmen zu dürfen. Man sieht förmlich, daß sie mitunter etwas loswerden möchte, aber sich nicht traut, sich in das Männergespräch einzumischen.

Die Chava und die Migdal, die fast immer rechts von mir sitzen, sind übrigens Cousinen von mir. Wir sind zusammen aufgewachsen. Die Migdal ist etwas älter als ich, die Chava ist um zwei Jahre jünger. Wenn ich sage, daß wir zusammen aufgewachsen sind, dann war es wirklich so. Wir haben alles gemeinsam gemacht: Herumgetollt, beleidigt gespielt und natürlich oft genug unsere jeweiligen Eltern verärgert.

Sie als Frau wissen sicherlich selbst am besten, wie das hier in diesem Land ist: Mädchen und jungen Frauen wird kaum ein Platz in der Gesellschaft eingeräumt, noch irgendeine Bedeutung zugemessen.

Pausenlos heißt es: Das darf man nicht machen, und das schon gar nicht. Offensichtlich besteht die gängige Meinung bloß in der Ansicht, erwachsen gewordene Mädchen seien lediglich dazu da, zum geeigneten Moment ihre Beine zu öffnen, um für den notwendigen Nachwuchs zu sorgen. Hören Sie sich doch die Alten an: Die reden bloß von dem um sich greifenden Sittenverfall und von uns als schamlosen Weibern, die in der Öffentlichkeit überhaupt nichts zu suchen haben

Die Migdal und die Chava sind – wie ich Ihnen schon erzählt habe – mit Freunden meines Mannes verheiratet, die Migdal mit dem Thomas, die Chava mit dem anderen Simon.

Zu unserer Damenrunde gehören noch Sarah, die Jüngere, und die Apollonia, die ebenfalls meistens rechts von mir sitzend. Die Sarah ist eine sehr bekannte Sängerin und Tänzerin, die eine Gesellschaft mit ihren Liedern so richtig mitreißen kann. Wenn die mit ihrer Tanztrommel auftritt, dann schmelzen die Männerherzen nur so dahin. Sie muß beim Singen und Tanzen bloß ein wenig mit ihren Brüsten wackeln, und schon ist jegliche Mieselsucht vertrieben. Zugegeben, sie hat auch einiges zum Wackeln. Liert ist sie übrigens mit dem Thaddäus, der deswegen von vielen beneidet wird.

Der Spitzname „die Griechin“ für die Apollonia hat sich nicht bloß zufällig ergeben. Sie ist tatsächlich eine Griechin und mit dem Judas verheiratet, der übrigens aus dem fernen Susa stammt, aus einer Familie, die sich seinerzeit nicht für eine Rückübersiedlung in unser Land entschieden hatte. Ich muß gestehen, ich bewundere die Apollonia ziemlich. Es gibt kaum eine Sprache, die sie nicht perfekt spricht. Selbst in unserer lokalen Umgangssprache schleicht sich bei ihr kein fremdländischer Akzent ein. Wegen ihrer Sprachkenntnisse holt man sie gelegentlich, wenn es darum geht, Verhandlungen zu führen, in denen sich die Teilnehmer nicht auf eine gemeinsame Sprache einigen können.

Sie fragen, was wir Frauen so untereinander reden? Um ehrlich zu sein, einige von uns lamentieren ununterbrochen über ihre Kinder und

über die Mühsal des Alltags. Aber das ist eigentlich selbstverständlich, weil sie den ganzen Tag mit ihren Kindern beschäftigt sind. Natürlich wird auch das Tagesgeschehen kommentiert und die Politik an sich. Und gerade dabei sind wir sehr oft anderer Ansicht als unsere Männer mit ihren politischen Träumen und Illusionen über eine wiederkehrende Unabhängigkeit unseres Landes. Seien wir doch ehrlich! Verglichen mit der Herodeszeit ist jetzt alles ausgesprochen ruhig und sicher. Ein wesentlich größerer Wirtschaftsraum steht uns offen, und in vielen Belangen haben sich die langsam um sich greifenden griechischen Sitten zivilisierend auf unser Land ausgewirkt. Sicherlich, zur Zeit sind wir bloß eine kleine, unbedeutende Provinz, aber es lebt sich jetzt viel leichter als früher.

Mich persönlich stören die Statuen ihrer Götter überhaupt nicht. Ich weiß, ich bin da nicht derselben Meinung wie mein Mann, aber wozu auch, ich hänge auch keinen sinnlosen Träumen nach. Noch dazu gefährlichen, die jederzeit unseren jetzigen Machthabern ein Dorn im Auge sein können.

Glauben Sie mir, es ist mutiger, von Zeit zu Zeit ins Tal der Lep-rakranken zu steigen, um sie mit Nahrung und Bekleidung zu versorgen, als sich gegen die römische Herrschaft aufzulehnen. Die wird uns noch einige Zeit erhalten bleiben, so lange jedenfalls, bis sich die nächsten Besatzer, welcher Art diese auch sein mögen, breitmachen. Die Leprakranken allerdings werden immer noch dasein, wenn die Römer schon längst wieder verschwunden sein werden.

Selbstverständlich können Sie den nächsten Schabbat mit uns feiern! Nicht immer kommen alle Frauen, schließlich kann wieder einmal ein Kind krank sein. Und Platz für einen weiteren Gast ist stets an unserem Tisch. Sollten Sie vor mir eintreffen, sagen Sie einfach, die Miriam aus Magdala habe Sie eingeladen mitzufeiern.

Zwölf Frauen



Stehende Frau, Mexico, 1000-500 v.u.Z.



Die zwölf Brunnen von Elim

Frauenmaske, Mexico,
1000-500 v.u.Z.

Und sie kamen nach Elim und daselbst waren zwölf
Wasserquellen und siebenzig Palmbäume, und sie la-
gerten sich daselbst an den Wassern.

Es waren nicht siebenzig, sondern zweiundsiebzig, nämlich sechs mal zwölf Palmen, und bei den zwölf Wasserstellen handelte es sich um zwölf tiefe Ziehbrunnen. Zwölf: Die Zahl der im Zodiak vertretenen Sternbilder, die in stets klaren Wüstennächten fast bedrohlich nahe gesehen werden können.

Je ein Brunnen und genau zwölf Palmen wurden von jeweils einer schwarzverhüllter Frau bewacht. In Elim, zwischen zwei Wüsten gelegen, zwischen der Wüste von Etham und der von Sin, ermöglichten die paar schattenspendenden Palmen und die Ziehbrunnen Überleben in einem der unwirtlichsten Teile jenes Landes, das ganz im Süden von einem hohen Berg begrenzt ist. Die Wahrung dieses ungeahnten Schatzes zwischen zwei Wüsten verpflichtete zu Sorgfalt und zur bedächtigen Entnahme des ohnehin nur kärglich vorhandenen Wassers.

Die zwölf Frauen von Elim nannte man sie damals. An sie hatte man sich zu wenden, wenn es darum ging, Wasser aus den Brunnen zu schöpfen. Oft waren diese Frauen monatelang allein, lediglich damit

beschäftigt, ihre Palmen ausreichend zu gießen. Nur gelegentlich verirrte sich ein kleiner Troß von Leuten in diese winzige Insel zwischen einem gefährlichen Meer und abschreckend wirkenden Bergen.

Seit Menschengedenken hatte sich der Brauch entwickelt, die Wasserentnahme mit Rätseln zu verbinden. Jeder einzelne oder eben einer stellvertretend für einen Stamm hatte ein solches Rätsel zu lösen, bevor der Ziehbalken eines Brunnens betätigt werden durfte. Sich ohne dem Lösen von Rätseln des Wassers von Elim zu bedienen, das gebot das Gesetz der Wüste. Solches war auch nicht ratsam, denn den zwölf Frauen wurden Kräfte nachgesagt, die sie angeblich den Geheimnissen ihrer Brunnen entnommen hatten. Das Gesetz der Wüste, das hatte jeder einzuhalten, der überleben wollte, der eine weitere Wüste, die Wüste von Sin, weiter im Süden von Elim gelegen, zu durchqueren hatte.

Die Überraschung in Elim war beachtlich, als ein riesiger Zug von Menschen, verschwitzt, verdreht und dem Verdursten nahe, sich den Palmen näherte. Flüchtlinge, wie es schien, denn der größte Teil ihrer Habseligkeiten bestand aus armseligen Zeug.

Wie Wilde hatten sie sich sofort um die Brunnen gedrängt und stießen die Jungen, die noch Kräftigen vor, um die Ziehbalken zu betätigen. Drohrufe gegen die vor den Brunnen stehenden Frauen wurden laut: „Erschlagt die alten Weiber, die im Weg stehen! Worauf warten wir noch? Es reicht, daß wir uns bereits seit so vielen Tagen auf der Flucht befinden!“

Als der Tumult immer lauter und bedrohlicher wurde, hob plötzlich eine der Brunnenwächterinnen eine Hand. Es schien, als würde ihre Gestalt wachsen und wachsen. Das Geschrei vor ihrem Brunnen verstummte. Die, die zuvor am lautesten gebrüllt hatten, wichen als erste angstvoll zurück.

„Ihr könnt und dürft soviel Wasser aus meinem Brunnen entnehmen, wie ihr benötigt, allerdings zuvor hat einer von euch ein Rätsel zu lösen. So will es das Gesetz der Wüste. Ich will es euch leichtmachen, ihr braucht nur mich anzuschauen“, fügte sie hinzu, während sie ihr Kopf-

tuch abnahm. „Das Rätsel lautet: Es baumelt glitzernd und ist dennoch keine Frucht.“

Verblüfft starrten sie die um ihren Brunnen Stehenden an: Dichtes, schwarzes Haar umsäumte ein zeitlos jung wirkendes Gesicht. Ihr Goldschmuck glänzte in der Sonne.

„Also, dreimal dürft ihr raten!“

„Ich weiß schon“, rief da plötzlich einer aus der Menge, „es ist ein Stück Glas an einem Faden.“

„Das war nicht schlecht geraten, aber leider nicht die richtige Antwort. Schaut mich noch einmal an“, antwortete sie lachend und schüttelte ihren Kopf.

Jetzt war es jedem in der Menge klar: Natürlich, das baumelnde Glitzerding, das war ein Ohrring. Ihre Ohrenringe!

„Ohrenringe“, schrien sofort alle durcheinander, fast um zu zeigen, daß sie es vor allen anderen erraten hatten. Daraufhin trat sie an den Brunnen und betätigte fast mühelos den schweren, langen Ziehbalken. Ein dünnes Bächlein Wasser ergoß sich in ein vorgelagertes Becken, auf das sich alle, sich vielfach mit den Ellbogen Platz schaffend, stürzten.

Vor den anderen Brunnen verlief der Gang der Dinge sehr ähnlich. Mitunter ergaben sich beim Beantworten der Rätsel witzige Wortgefechte, die sehr zur allgemeinen Erheiterung und Entspannung beitrugen.

Bei einem Brunnen lautete das Rätsel, das zunächst Kopfschütteln und allgemeine Ratlosigkeit auslöste: „Du brauchst uns! Sind wir zu klein, so tun wir dir weh, sind wir zu groß, so tun wir dir erst recht weh.“ Um zu helfen, trat die Brunnenwärterin dicht an einen der alten Männer heran, der vor Schreck sofort zurückzuweichen begann.

„Du mußt nur auf deine Füße schauen! Was siehst du denn da, außer vielleicht häßliche Zehen?“

„Meine Füße?“, stotterte der direkt Angesprochene, „meine Füße? Was soll ich denn schon an meinen Füßen erkennen? Meine Zehen natürlich und meine alten Sandalen.“

„Na also, dann hast du es ja schon erraten! Sandalen brauchst du! Sind sie zu eng, tun sie dir weh, von zu großen Sandalen bekommst du Blasen.“ Während alle lachten, begann der Ziehbalken zu knarren und das Wasser zu fließen.

Wahre Lachsalven löste das Rätsel „Ich falle hinten hinaus und brenne trotzdem, wenn du mich brauchst“ aus, denn die Antwort lautete: „Kamelmist“, mit dem in der Tat in der Wüste das Kochen betrieben wird.

Nachdem sie alle ausgiebig getrunken hatten – manchen von ihnen hatten sich sogar ihre Kopftücher befeuchtet – lagerten sie sich zufrieden unter den Bäumen. Es waren so viele, daß alle Plätze unter den Palmen belegt waren.

Jetzt erst fing ringsum ein Schnattern, ein wildes Durcheinanderreden an; mitgeführte Nahrungsmittel wurden ausgepackt. Und man begann, die gestellten Rätsel sowie die damit verbundene anfängliche Ratlosigkeit zu bereden.

„Recht geschieht dem Jezekeil“, meinte einer etwas boshaft, denn als der eine Antwort auf das Rätsel geben sollte: ‚Ich trage fast alles, was du mir auf den Rücken legst. Wenn ich jedoch nicht will, dann helfen weder Schläge noch freundliches Zureden‘, hat er tatsächlich geglotzt wie ein Esel, was eigentlich schon die Lösung war.“

„Unser Rätsel war eigentlich auch zum Lachen“, steuerte ein anderer bei. „Die vier Brüder, die, stets zwei gemeinsam, durch die Wüste schreiten, können natürlich nur die Beine eines Kamels sein.“

„Also, unser Rätsel“, hieß es aus einer anderen Ecke, „erwies sich zunächst als gar nicht so einfach zu lösen. Uns sind nämlich zu ‚Ohne uns wären wir sehr bald sehr wenige‘ unsere Frauen überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Erst als diese auf sich zeigten und sich in den Hüften wiegten, war auch uns die Lösung klar. Und natürlich stimmt es: Ohne Frauen wären wir in der Tat sehr bald sehr wenige.“

„Wir haben unseres sofort erraten“, mischte sich ein vorlauter junger Mann ein, „denn das Ding in ‚Manches Mal bin ich mehr wert

als alle deine Schätze. Nur wenn du sehr viel von mir hast, glaubst du, ich sei wertlos', war ja direkt vor uns. Wasser ist, wie wir alle zur Genüge wissen, manches Mal viel mehr wert als alles, was wir miteinander gemeinsam besitzen. Das haben die letzten Tage sehr deutlich gezeigt.“

„Zumindest ein Rätsel“, meinte ein alter Mann, der sich mit dem Rücken an den Stamm einer Palme gelehnt hatte, „hat mich sehr nachdenklich gestimmt. Der Mond war nämlich gemeint in ‚Ich komme und ich gehe. Ich selber bin zeitlos, dir allerdings gebe ich die Zeit an‘. Eine Welt ohne Mond? Wie würden wir ohne ihn die Tage zählen? Er gibt uns durch sein Verschwinden an, wann Zeitspannen zu Ende gehen. Und er kommt immer wieder von neuem. Der Mond ist zeitlos, und dennoch gibt er uns die Zeit an. Dieses Rätsel ist eigentlich kein Rätsel, sondern eine tiefe Weisheit, die ich mir merken und an meine Kinder weitergeben will.“

Langsam senkte sich die Nacht über Elim. Erste Sterne begannen aufzuleuchten, und fast wie eine Erinnerung an ihn, an das Rätsel, das ihn zum Inhalt hatte, tauchte der Mond Menschen und Palmen in sanftes, kaltweißes Licht.

Elf Frauen



Escuelas Mayores, Fassadendetail, Universität
von Salamanca, Spanien, 15. Jahrhundert



Die elf Frauen von Sparta

Trinkgefäß, attisch, Detail,
590-480 v.u.Z.

Es heißt, im alten Sparta habe es elf dem Dionysos-Kult dienende Frauen, Dionysiaden genannt, gegeben. Es heißt aber auch, daß in den Schriften der Alten sich Tatsachen kräftig mit Meinung und Vorstellungen vermischen und diese mitunter vollkommen falsche Bilder erwecken.

Die überlieferten sexuellen Gebräuche der Spartanern lassen in der Tat der Phantasie viel Spielraum, denn so ganz unschuldig dürften die beliebten, im nackten Zustand vollzogenen Ringkämpfe nicht gewesen sein, insbesondere, wenn es sich um gemischtgeschlechtliche handelte. Glaubt man den Erzählungen der Alten, dann gehörten nicht nur natürliche Nacktheit zum Selbstverständnis der Spartaner, sondern auch gleichgeschlechtliche sexuelle Beziehungen.

Sehr viel, scheint es, haben selbst die Alten nicht über die elf Dionysiaden, über jene elf Frauen von Sparta, gewußt. Vielleicht haben die nur die Horden wildgewordener Frauen, die dem Dionysos-Mythos huldigten, ermuntert, angefeuert, aufgestachelt. Horden, die wie die Göttin Diana durch die Wälder zogen, sich vom rohen Fleisch erlegter Tiere ernährten und deren Blut auf sich spritzten? Dionysos war schließlich dem Wesen nach nicht nur Bakchos, der Gott des Weines. Es ist durch-

aus auch möglich, daß diese elf Dionysiaden jene „speziellen Frauen“ waren, die, ähnlich wie in Athen, männliche Dionysos-Pilger auf ihre Reise nach Delphi „begleiteten“.

Viele Jahre später, als Griechenland und damit auch Sparta längst Teil einer römischen Provinz waren, wirkte immer noch der Mythos von den elf Dionysiaden nach, zum Teil auch deswegen, weil der Dionysos-Kult weite Verbreitung im römischen Reich gefunden hatte. Allerdings erlangte Sparta bald den Ruf einer Stadt der Lustbarkeiten, Ausschweifung und Unterhaltungen, auch weil Frauen und Knaben jeglicher Herkunft stets zur Verfügung standen. Es waren vor allem die überlieferten spartanischen Gebräuche von Ringkämpfen, die reiche römische Bürger anlockten, um miteinander kämpfende nackte Frauen zu sehen.

Es ist sehr gut vorstellbar, daß eines der Ringerteams, ein Team von elf Frauen, sich „Die Dionysiaden“ nannte und Abend für Abend Schaukämpfe austrug, selbstverständlich alle jene Momente zeigend, die ein ohnehin voyeuristisch eingestelltes, vorwiegend römisches Publikum zu sehen wünschte.

Es ist schon eigenartig: Jahrhunderte lang hatte man sich Bacchantinnen in Anlehnung zu den Schriften der Alten als Ausschweifende, als vollkommen Entfesselte vorgestellt und die Dionysiaden vermutlich als deren Anführerinnen. Das bukolisch verkitschte Bild inmitten flauschiger Lämmchen als Adeptinnen eines gemütlich versoffenen Bacchus war wohl erst eine Erfindung des Rokoko, um den im Dionysos-Kult verborgenen Mythos vom Frühlingserwachen diskret zu belächeln.

Zehn Frauen



Sitzende Frau, Südosteuropa, 5000-3500 v.u.Z.



In einer New Yorker U-Bahn

Weiblicher Torso, Südosteuropa,
5000-3500 v.u.Z.

Doch, doch! Natürlich kann ich mich an jene zehn Frauen erinnern, die mir in den letzten paar Tagen in der New Yorker U-Bahn-Linie A ganz besonders aufgefallen sind. Wieso ich mir da so sicher bin? Das ist ganz einfach: Von dort, wo ich einsteige, bis dorthin, wo ich aussteige, sind es genau zehn Stationen. Da die Fahrzeit zwischen den einzelnen Stationen unterschiedlich lang ist, habe ich natürlich einige der Frauen nur mehr flüchtig im Gedächtnis. Es geschieht allerdings recht oft, daß jemand ab einer bestimmten Station längere Zeit mir gegenüber sitzt. Manches Mal waren es nur bestimmte Gesten oder ein besonderer Gesichtsausdruck, die mich beeindruckten.

181. Straße. Es sind vor allem unbedeutende Kleinigkeiten, die plötzlich Interesse erwecken. Vor einigen Tagen – schon auf meinem Rückweg – sah ich eine Riesenfau, eine Weiße, gigantisch in allen Dimensionen. Sie war zumindest einen Meter neunzig groß, ihr Bauchumfang schien fast von der selben Größenordnung zu sein. Im Gegensatz zu den meisten anderen extremen Dicken, die sich sofort nach dem Einsteigen auf einen Sitz zwängen, blieb sie die ganze Fahrt ste-

hen, ganz offensichtlich, um andere wegen ihres Körperumfangs nicht zu belästigen. Sie hatte über der Hose nur eine Strickweste an, die Bluse darunter stand weit offen und bot Einblick auf eine gewaltige Busenlandschaft. Fasziniert hat mich zunächst ihr Gesicht, das fast mädchenhafte Züge aufwies und von einer Vielzahl von Sommersprossen übersät war. Ihr jugendlich frisches Gesicht schien ganz offensichtlich im Widerspruch zum Rest ihres Körpers zu stehen. Wirklich beeindruckt war ich allerdings von ihrer Schuhgröße, die eher der eines Kindes als der einer derartig mächtigen Frau entsprach. Es waren zierliche, winzige Schuhe. Armer Teufel, dachte ich mir, als wir gemeinsam bei der 181. Straße ausstiegen und sie durch den separaten Ausgang für Kinderwagen gehen mußte, da sie im üblichen Drehkreuz vermutlich steckengeblieben wäre. Wie, überlegte ich, kann eine junge Frau wie sie überhaupt ein normales Leben führen? Hat sie Freunde? Wie kommt sie in ihrem Alltag zurecht? Kann sie einen ganz normalen Beruf ausüben, für sich selbst sorgen? Und ich habe mich über mich selber geärgert und geschämt, zuvor auf der Stiege wie gebannt auf ihr überbreites Hinterteil gestarrt zu haben.

175. Straße. Gestern, zum Beispiel, stiegen bei der 175. Straße zwei Mädchen ein, beide mit Kopfhörer versehen, und setzten sich auf eine Bank im hinteren Ende des Waggons. Eine der beiden jungen Frauen hat meine Aufmerksamkeit erregt, denn nicht nur, daß die beiden trotz – oder vielleicht gerade wegen – ihrer Kopfhörer ziemlich laut miteinander sprachen, schienen sie auch über das Gesagte ausgesprochen belustigt zu sein. Ich konnte zwar nicht verstehen, was die beiden miteinander redeten, das Lachen jedoch war mehr als deutlich zu vernehmen. Plötzlich hat eine von ihnen Pinsel, Handspiegel und Puderdose aus ihrer Tasche genommen und begonnen, ihr Makeup in Ordnung zu bringen. Klarerweise, ohne aufzuhören, zwischendurch herzhaft zu lachen. Ob sie hübsch war? Eigentlich nicht! Sie hatte ein schmales, längliches Gesicht, halblange, braune Haare und natürlich, wie fast alle ihres

Alters, grellbunt lackierte Fingernägel. Im Grunde genommen, eine eher unscheinbar wirkende junge Frau. Das Bemerkenswerte an ihr war das Lachen. Ein Lachen, fröhlich und offen, voll freudiger Erwartung auf die Ereignisse des auf sie zukommenden Tages. Das andere Mädchen stieg nach einigen Stationen aus, sie blieb sitzen und widmete sich hingebungsvoll dem Schminken. Als sie ausstieg, ich glaube mich erinnern zu können, es war die 42. Straße, habe ich mich gefragt, wohin sie wohl hingehet. In ein Büro oder in ein Geschäft? Ist sie vielleicht eine Verkäuferin? Eine der unzähligen Sekretärinnen? Wo immer sie auch hingegangen sein möge, sie hat dorthin sicherlich ein kleines Lächeln mitgebracht.

168. Straße. Unlängst beim Zurückfahren stieg bei der 59. Straße eine ziemlich sonderbare Frau ein. Sie hatte nämlich ein „Bärlihauberl“ auf, so eines mit einem eingewirkten Spielzeugbären über der Stirne, wie es gelegentlich von Kindern getragen wird. Den braunen Mantel hielt sie fest zugeknöpft, obwohl es im Waggon ziemlich warm, ja, fast heiß war. Dem Alter nach dürfte sie zwischen sechzig und siebzig gewesen sein. Ihr Gesicht erinnerte mich ein wenig an das von zurückgebliebenen Kindern. Dem Äußeren nach war sie fast besser angezogen als der Rest der sich im Waggon Befindlichen, mich selbst natürlich miteingeschlossen. Auffallend waren auch die blankgeputzten braunen Lederschuhe, fast schon eine Singularität in einer Stadt, in der vorzugsweise Tennisschuhe, meist sogar ziemlich schäbige, getragen werden. Sofort nachdem sie sich gesetzt hatte, begann sie in ihrem Plastiksack zu kramen und entnahm ihm schließlich so eine Art Kinderbuch, in dem auf jeder Seite einzelne Teile zum Herausklappen sind. Leise vor sich hin kichernd, öffnete sie immer wieder die Fenster oder Klappen in diesem Buch und drückte sie danach wieder zu. Ich starrte immer wieder auf ihre Haube. Wie konnte sich eine Frau ihres Alters bloß ein derartig auffallendes Kinderhauberl aufsetzen? War mein Gegenüber eine geistig Zurückgebliebene? Es waren nur ein paar Minuten, die sie

mir gegenüber verbrachte, und dennoch, ihr „Bärlihauberl“ und ihr kindlich gelöstes Gesicht werde ich nicht so schnell vergessen.

145. Straße. Sie hielt einen Pappendeckel mit der Aufschrift „Bitte, helfen Sie mir!“ in der einen Hand und ein kleines Kind an der anderen. Außerdem war sie hochschwanger. Bettelnd zog sie durch den Waggon. An ihr Gesicht kann ich mich nicht erinnern, ich verspürte nur die abweisenden Blicke der Mitfahrenden, auch jener, die gelegentlich den in U-Bahnen aufspielenden hispanischen Musikern einen Dollar spendieren. Alle schienen durch sie hindurchzublicken. Hatten sie vielleicht diese Frau als gewerbsmäßige Bettlerin erkannt? So ähnlich, wie ich bereits jenen Schwarzen kenne, der stets, selbst im Winter, mit bloßen Füßen auf den Bahnsteigen ein und derselben Station bettelt? Sie jedenfalls war nicht anders gekleidet als die meisten anderen im Waggon. Selbst ihr Kind hat nicht vernachlässigt ausgeschaut. War sie vielleicht auf der Flucht vor einem gewalttätigen Mann und hatte das Haus ohne einen Dollar im Sack verlassen? Der Gedanke, man hätte die Gabe, Schicksale aus Gesichtern ablesen zu können, ist eigentlich erschreckend.

125. Straße. Als ich unlängst von einem kurzen Blick auf meinen Netzplan der U-Bahnen aufschaute, saß zu meiner Überraschung eine äußerst hübsche Schwarze mir gegenüber, die offensichtlich, von mir unbemerkt, bei der letzten Haltestelle eingestiegen sein muß. Sie war bestens, und das mit gutem Geschmack, angezogen: Unter ihrem offenstehenden schwarzen Mantel ließ sich ein eleganter, gut sitzender schwarzer Hosenanzug erkennen. Sie hatte ein ebenmäßiges, schönes Gesicht, das auf jegliche Schminke leicht verzichten konnte. Ihr Haar, das sich in einem länglichen, umfangreichen Bausch am Hinterkopf fortsetzte, war sehr stark gewellt. Plötzlich griff sie nach hinten und löste das Band, das den Bausch zusammengehalten hatte. Wie ein Wasserfall fielen die Haare herab und standen als gewaltige Berge zu beiden

Seiten ihres Gesichts ab. Wirklich beeindruckt war ich allerdings, als sie ihre Tasche öffnete, ein Säckchen mit feingeschnittenen Karotten und ein kleines Plastikdöschen mit einem Aufstrich herausnahm. Eine Karottenschnitte nach der anderen, vorsichtig in den Aufstrich eingetaucht, verschwand höchst manierlich in dem von einem Wald von Haaren umgebenen Mund. Nachdem sie etwa die Hälfte der Karottenstäbchen verspeist hatte, packte sie alles wieder ein. Noch einmal in ihrer Tasche kramend, hielt sie schließlich ein Säckchen mit Nüssen und Rosinen in der Hand, die sie fein säuberlich, fast zelebrierend, langsam verspeiste. Wiederum nicht alle, sondern nur ein paar. Plötzlich stand sie auf, verstaute das Säckchen und stieg tänzelnd aus. War es eine Show gewesen, die sie für uns alle im Waggon eben abgezogen hatte? Oder gehörten die Karottenstäbchen zu ihrem glanzvollen Lebensstil? Schade, daß sie so bald wieder ausgestiegen ist: Ich hätte sie gern noch etwas länger bewundert.

59. Straße. Für gewöhnlich sitzen sehr viele Afroamerikaner in der U-Bahn, Männer und Frauen, Junge und Alte. Viele von ihnen sprechen Spanisch, die Sprache jener Länder in der Karibik oder Mittelamerikas, aus denen sie oder ihre Vorfahren eingewandert sind. Sie gehören zum Alltag in der U-Bahn, genauso wie das Rütteln der Waggonen oder der dröhnende Lärm beim Ein- oder Ausfahren eines Zugs in eine Station. Und für gewöhnlich hat man die Gesichter der Mitfahrenden bereits beim Aussteigen wieder vergessen, spätestens jedenfalls, sobald einen das übliche Straßensbild umgibt. Die Schwarze, die vor einiger Zeit bei der 59. Straße, beim Columbus Circle, eingestiegen war, schien jedoch anders zu sein, obwohl ihr Äußeres vollkommen dem ständigen Braun-Grau der anderen Fahrgäste entsprach. In ihren Augen konnte man nämlich Angst ablesen. War es Angst vor den anderen im Waggon? Angst vor einem möglichen Verfolger? Nicht ihre Körpersprache schien Angst widerzuspiegeln, sondern lediglich ihre Augen. Unruhige, gehetzte Augen. Bereits nach einer Station stieg sie wieder aus, viel-

leicht, um in eine andere Linie umzusteigen; vielleicht aber auch, um ihre Spur zu verwischen.

42. Straße. Manches Mal ergibt sich der Eindruck, daß mehrere Frauen einem einzigen Archetypus angehören. Als unlängst bei der 42. Straße drei jüngere Frauen einstiegen und, zwei auf der selben Bank, die dritte mir gegenüber, Platz nahmen, zückten alle drei fast zeitgleich ihre Smartphones und begannen, sich mit Spielen die Fahrzeit zu verkürzen. Die drei sahen weder auf, noch sandten sie prüfende Blicke in Richtung der jeweils anderen aus. Obwohl eine von ihnen eine Asiatin war und demnach sich auch durch ihr Äußeres von den anderen beiden unterschied, wuchsen die drei in meiner Erinnerung zu einer einzigen Person zusammen. Anscheinend losgelöst von ihrer Umgebung, verschoben sie gespannt auf ihren winzigen Bildschirmen Karten oder laufende Männchen. Eigenartigerweise stiegen die drei auch bei der selben Station aus. Ein kurzer Blick, ob dies auch die richtige Station ist, Einstecken des Spielgeräts, und schon verließen sie den Waggon. Frauen wie diese drei, die sofort ihr Smartphone zum Spielen zücken, sehe ich fast bei jeder Fahrt in der U-Bahn. Vermutlich nimmt das elektronische Spielen bereits einen beträchtlichen Teil ihrer täglichen Aufmerksamkeit in Beschlag. Eine elektronische Vereinsamung scheint langsam um sich zu greifen, nicht nur in der U-Bahn.

34. Straße. Sie machte einen müden Eindruck wie jemand nach einem langen, angestregten Arbeitstag. An einem Handgelenk trug sie mehrere Goldreifen. Ihr Aussehen und ihr Mantel zeugten von mittelständischen Verhältnissen. Im Vergleich zum üblichen Eindruck von den Anwesenden im Waggon schien sie fast eine Ausnahme zu sein. Nur ihre Hände, die sie wie zum Ausruhen kraftlos in den Schoß gelegt hatte, waren rau und abgearbeitet. Reste von Nagellack verstärkten den Eindruck von oftmaliger körperlicher Arbeit. Dem Alter nach dürfte sie zwischen 40 und 50 gewesen sein, ihr Gesicht verriet Zugehörigkeit

zur hispano-amerikanischen Minderheit. Hatte sie Sorgen um ihre Familie? Um halbwüchsige Kinder, die den täglichen Gefahren des Alltags und der Schule ausgesetzt sind? Sie saß in sich versunken auf ihrem Platz und starrte vor sich hin. Auf einen imaginären Punkt, um die Gedanken und Sorgen, die ihr durch den Kopf gingen, in geordnete Bahnen zu lenken. Es war eine besorgte, ängstliche Müdigkeit, die von ihr ausging und die sie nicht während der Fahrt einschlafen ließ. Wie so manche andere im Waggon.

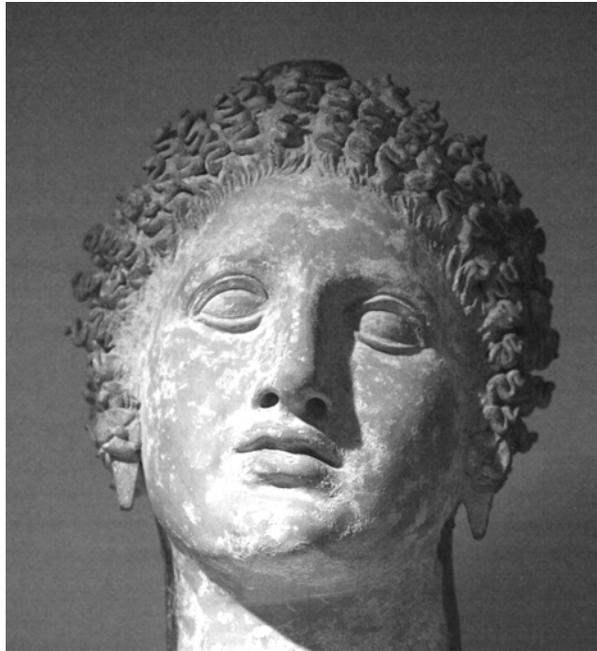
14. Straße. Eigentlich paßte sie überhaupt nicht in das gewohnte Bild der Mitreisenden im „A-train“. Sie saß starr, weder nach links noch nach rechts schauend, mit einem buntgemusterten Kopftuch angehan und in einen langen, bis zu den Fersen reichenden Stoffmantel gehüllt, auf ihrem Platz. In der Hand hielt sie, fest an ihren Körper gepreßt, eine Tasche mit einem langen Bügel. Es muß sich um eine Russin handeln, dachte ich mir, oder um eine Besucherin aus einem Teil der ehemaligen Sowjetunion: Alles an ihr, das lange Kopftuch, der Mantel und die sonderbare Tasche widerspiegelt vergangene, osteuropäische Modevorstellungen. Ihre Begleiterin dagegen, die gemeinsam mit ihr eingestiegen ist und mit der sie kurz vermutlich Russisch sprach, schien vollkommen der amerikanischen Alltagskultur angepaßt zu sein. Die beiden Frauen sahen sich auffallend ähnlich. Obwohl es in Brighton Beach eine größere russische Kolonie gibt und alle dort wie aus einem DDR-Kaufhaus eingekleidet ausschauen, hat sich in mir der Eindruck festgesetzt, daß es sich um eine auf Verwandtenbesuch in New York weilende Osteuropäerin handle, denn selbst in Brighton Beach würde keine der Russinnen dort auf die Idee kommen, sich ein „Babuschka“-Kopftuch aufzusetzen.

4. Straße. Sie, eine junge Schwarze, saß fast die ganze Strecke mir gegenüber. Warum sie mir aufgefallen ist, ist gar nicht so leicht zu erklären. Sie schaute eigentlich nur unheimlich brav aus. Das einzige

Ausgefallene an ihr waren die langen, goldenen Ohrenringe. Sie unterschied sich wohltuend von der üblichen Schäbigkeit in U-Bahn-Waggons: Biedere Kleidung, die bescheidenen Wohlstand verriet und aus einer der eher billigeren Kaufhausketten zu stammen schien. Kein nervöses Spielen am Handy, keine Kopfhörer, kein Protzen mit einem iPad. Ein dem Anschein nach überaus wohlerzogenes Mädchen, brav, wie gesagt, vielleicht sogar etwas zu bieder, Vertrauenswürdigkeit ausstrahlend. Ich hätte sie gerne gefragt, was sie macht, oder, wo sie arbeitet, befürchtete jedoch, daß dies als billiges Anbandeln aufgefaßt werden könnte. Warum sie mir also aufgefallen ist? Vielleicht habe ich mich bis dahin von den anderen, den Lauten, Aufdringlichen abhalten lassen, auch Stilles zu bemerken. Ich bin sicher, so eine wie sie gibt es viele.

Sie haben mir wohl nicht geglaubt, daß ich mich an alle zehn Frauen erinnern kann. Wissen Sie, am besten, Sie probieren es selber einmal aus. Sie brauchen nur ein bis zwei Wochen lang mit der New Yorker U-Bahn fahren, egal welche Linie, und Sie werden ähnliche Eindrücke wie ich sammeln können. Es ist eine „real time“-Show, die Sie nur ein paar Dollar pro Fahrt kostet.

Neun Frauen



Terracotta-Lekythos, (Ölbehälter, Detail), Apulien, 400–375 v.u.Z.



Das Formular

Maske einer Frau,
117-138 n.u.Z.

Melpomene: Hallo, Mädels! Eben sind die neuesten Formulare geliefert worden. Mit der Auflage, sie umgehend und äußerst gewissenhaft auszufüllen und danach an die Zentrale weiterzuleiten. Schaut euch das nur an! Ich befürchte, wir werden in Zukunft für jedes Wirtshausspektakel eine solche Meldung erstellen müssen. Einen Riesenkarton mit Formularen haben sie uns zustellen lassen.

Thalia (wirft einen kurzen Blick auf ein Formular und lacht): Das wird unseren Chef garantiert magerln, weil angegeben werden muß, ob er bei seinen Auftritten als Alleinunterhalter zu zählen ist. Stellt euch das nur vor: Er betritt mit seiner goldenen Lyra in der Hand die Vorhalle von Delphi. Wird er selber singen? Oder beschäftigt er einen Stimmenimitator, der für ihn melodische Ergüsse von sich gibt?

Urania: Und wenn Sphärenmusik imitiert wird? Was machen wir dann? Immerhin bin ich für die korrekte Verwendung von Sphärenmusik verantwortlich.

Clio: Gar nichts, weil die ist meiner Meinung nach ohnehin zum Kotzen. Mich regt sie bestenfalls zum Pinkeln an.

Urania macht ein beleidigtes Gesicht.

Terpsichore: Habt ihr das gesehen? Da wird sogar gefragt, ob ein Tanz geplant ist, ein sich gegenseitig auf die Füße Treten. Na, das würde ich gern sehen, wenn unser oberster Chef mit seiner Alten, mit dieser Bißgurn, eine Runde dreht. Ich kann mir schon denken, daß es ihm lieber wäre, bei einer solchen Tanzgelegenheit einem willigen Nymphchen unter das Baströckchen zu greifen. Letztes Jahr, beim Neujahrsball, wollte er ausgerechnet mit mir, der für Tanz Zuständigen, eine Polka tanzen. Wißt ihr, was das Resultat davon war? Zwei Tage lang hab' ich meine armen Füße in ein Becken mit warmem Kräuterwasser stecken müssen, weil meine Zehen sein Gewicht nicht ausgehalten haben. Und pausenlos hat er mir am Hintern herumgefummelt.

Erato: Geh! Das Aufreißen hat er bei einer jeden von uns noch versucht. „Na, Mädchen der glühenden Liebespoesie“, hat er mir bei seinem letzten Anbahnungsversuch ins Ohr geflüstert, „wie wär's mit uns?“ „Sehr gern“, hab' ich ihm schnippisch geantwortet, „jetzt gleich? Da am Boden? Vor allen anderen?“ Daraufhin hat er mich abrupt stehen lassen und mich eine blöde Gans geschimpft.

Euterpe: Also, wenn ihr glaubt, daß die anderen, seine Söhne, besser sind, dann habt ihr euch getäuscht. Bei dem für die Geschäftswelt Zuständigen kann man gar nicht so schnell schauen, hat er einem schon eine Hand zwischen die Beine gesteckt. Und erst der kleine Bucklige, der immer nach Knoblauch stinkt!

Erato: Seine Töchter sind auch keine Lercherln. Eine von ihnen hat mich tatsächlich unlängst herumgekriegt und nach Strich und Faden vernascht.

Clio: Ihr Mädels! Könnt ihr nicht mit eurem Geschwätz aufhören? Es geht nicht um den Alten, sondern um die Formulare, die wir von nun an auszufüllen haben. Habt ihr das verstanden? Also, was ist alles anzugeben? Gebt mir einmal so ein Formular, damit ich euch vorlese, was in Zukunft jeweils einzutragen ist. Als erstes ist der Veranstalter, seine Adresse und der Veranstaltungsort anzugeben.

Thalia kann sich vor Lachen kaum halten.

Clio: Thalia, jetzt halt's endlich zusammen und laß mich weiterlesen. Also, ferner ist anzugeben, ob es sich um einen Ball, ein Zeltfest, einen Frühschoppen, Kirtag oder ein Kabarett handelt. Mit Publikumstanz oder nicht. Die Dauer der Veranstaltung, der Fassungsraum des Veranstaltungsortes, der Eintrittspreis sind ebenfalls anzugeben. Vor allem ist, wie schon die Thalia scherzhaft erwähnt hat, einzutragen, ob Alleinunterhalter auftreten.

Polyhymnia: Bitte, was ist ein Kirtag?

Calliope (in den Durchführungsbestimmungen blättern): Hab's schon, na, bitte, hier steht es: Ein Kirtag ist eine Veranstaltung eines ortsansässigen Kults, die dem Genuß ortsüblicher billiger Speisen und Getränke dient. Außerdem steht hier: Im Zweifelsfall ist die Beurteilung einer solchen Veranstaltung an die Völva-Abteilung abzutreten.

Polyhymnia: Und was bitte ist ein Frühschoppen?

Calliope: Wahrscheinlich dasselbe ohne Lokalkult!

Thalia (noch immer lachend): Also, das jährliche Treffen der Dionysos-Jünger in Delphi scheint so eine Art Kirtag zu sein. Gefressen werden reihenweise gebratene Schafe, der Wein fließt in Strömen, und die Weiber tanzen, wie bei einem Publikumstanz, wild herum. Ich nehme an, aus Pietätsgründen muß die bei diesem Fest stattfindende obligate Massenkopulation nicht extra angegeben werden.

Urania: Sei nicht so blöd, Thalia. Immer ziehst du alles ins Lächerliche. Ich schlage vor, wir schauen einmal, was in nächster Zeit ansteht, und versuchen, probeweise eines dieser Formulare auszufüllen. Wer hat die Liste der auf uns zukommenden Ereignisse?

Polyhymnia: Ich natürlich, weil ich nach Ansicht unseres Chefs die einzige wirklich Verlässliche bin.

Alle anderen: Bäh, blas dich nicht so auf!

Polyhymnia (nicht eingehend auf das Gemurre): Als erstes habe ich hier eine öffentliche, für jedermann zugängliche Orakelverkündigung in Delphi.

Melpomene: Na, bitte! In diesem Fall ist das Formular sehr ein-

fach auszufüllen: Der Veranstalter ist die Dionysos-Gesellschaft mit Sitz in Delphi, der Veranstaltungsort der Platz vor dem Tempel, Fassungsraum: Unbegrenzt. Als Alleinunterhalter tritt Teiresias auf, Publikumstanz findet nicht statt, das unheilswangere Geheule der Teilnehmer kann nicht als Gesang eingestuft werden, noch fällt die Veranstaltung in die Kategorie Frühschoppen. Eintrittskarten sind nicht vorgesehen, die Höhe der Spenden hängt von den individuellen Interpretationen der Orakelsprüche ab. Lediglich bei der Adresse des Alleinunterhalters, nämlich der vom Teiresias, wird's schwierig: Am ehesten trifft nämlich ein „zu Fuß durch Griechenland wandernd“ zu. Mit einem Wort: Einmal da und einmal dort. Ob das reichen wird? Was glaubt ihr?

Polyhymnia: Als nächstes steht hier ein Auftritt der Erynnyen wegen irgendeiner undurchsichtigen Familientragödie als Folgeerscheinung der Beendigung des Trojanischen Krieges.

Calliope: Also bitte, das fällt ganz offensichtlich in meine Kompetenz, weil sich Familientragödien hierzulande meistens über mehrere Generationen erstrecken. Der Veranstalter ist leicht anzugeben: Es ist die Firma Schicksale, en gros und en detail, die vor vielen Jahren von den Moiren gegründet worden ist. Die drei Inhaberinnen, die Klotho, Lachesis und die Atropos – drei alte, mieselsüchtige Weiber – streiten offensichtlich ununterbrochen miteinander, noch wesentlich mehr als wir, und bringen sich gegenseitig die Fäden, mit denen angeblich Schicksale verknüpft werden, durcheinander.

Es kann schon sein, daß die drei wieder einmal einen veritablen Streit ausfechten und dabei manche Fäden zum Verdruß der jeweils anderen in boshafter Absicht abgeschnitten haben. Ich habe gehört, daß nicht einmal der Alte die drei zur Räson bringen kann. Und wenn der Salat perfekt ist, schicken sie in gewohnter Manier die Erynnyen aus. Die tragen vermutlich nicht zur Pflege der Volksmusik bei. Das Geheul der Erynnyen soll noch unerträglicher sein als das bodenständiger Blasmusik. Ob ihnen die Moiren ein Honorar zukommen lassen wer-

den, kann bezweifelt werden, denn die drei sind nämlich auch überaus geizig.

Der Veranstaltungsort ist auch noch nicht festgelegt, allerdings, wer will schon zuschauen – entschuldige Melpomene, wenn ich das jetzt so ungeniert sage – also, wer will schon zuschauen, wenn sich Familienangehörige gegenseitig auf die scheußlichste Art umbringen? Ich weiß schon, Melpomene, daß einiges in diesem Fall in deinen Bereich fällt und auch du gelegentlich mit Erynnyen zu tun hast, aber mit der jedes Detail enthaltenden Breite, mit der dieses Familiendrama in der Nachwelt ausgewalzt werden wird, komme vermutlich nur ich zurecht.

Melpomene (erregt): So ein Blödsinn, aber von dir ist man ja nichts anderes gewöhnt. Ein Drama ist ein Drama, egal, wie langweilig es ist!

Clio (die in der Zwischenzeit weiter in den Durchführungsbestimmungen gelesen hat): Streitet euch nicht, Mädels! Da steht übrigens als Erklärung zu fast jeder Kategorie, zu jedem Vermerk, der angebracht werden muß, daß im Zweifelsfall entsprechende Anträge an die Völva abzutreten sind. Ich bin dafür, wir erklären uns für nicht zuständig und lassen die Formulare umgehend zu denen hinbringen. Sollen die sich mit dem Ganzen abmühen. Einverstanden, Mädels?

Alle anderen: Großartig, endlich eine gescheite Idee!

Polyhymnia: Bitte, wer ist oder sind die Völva?

Clio: Ich glaube, das ist so eine Art Konkurrenzfirma zu den Moiren, die von Barbaren gegründet worden ist. Genaueres kann ich dir aber nicht sagen.

Thalia (gelangweilt): Vulva ist ein unanständiges Wort!

Euterpe: Du hast schon wieder einmal nicht richtig zugehört: Völva, nicht Vulva!

Terpsichore (beginnt schwärmerisch zu tanzen, um das Thema zu wechseln): Erinnerst ihr euch noch, wie dieser Schönling mir unlängst nachgestiegen ist? Bis spät in die Nacht haben wir miteinander getanzt.

Polyhymnia (bissig): Schau doch erst einmal in den Spiegel, bevor du wieder zu träumen beginnst! Du bist unfrisiert, die Schminke vom Vortag hast du über das ganze Gesicht verschmiert. Und die Füße könntest du dir auch einmal waschen! Schön ist anders!

Terpsichore wirft sich wütend auf Polyhymnia. Bis auf Clio, die auf den von ihr bestellten Botendienst wartet, stürzen sich alle anderen lustvoll ins Getümmel. Endlich gibt es wieder eine Gelegenheit, Ressentiments und aufgestauten Ärger loszuwerden. Vergessen sind die Moiren und die Erynnyen, Alleinunterhalter und Publikumstänzer, lediglich das klatschende Geräusch von Ohrfeigen und das Gekeisch von an den Haaren Gerissenen erfüllt den zuvor noch friedfertig ruhigen, mit Blumen geschmückten Saal.

Acht Frauen



Sitzende Frau, neolithisch, Israel, etwa 7000 v.u.Z.



b-in2a bis b-in2h

Stehende Frau, Südosteuropa,
5000-3500 v.u.Z.

Schachspielen hatte sie bereits als Kind von ihrem Großvater gelernt. Da sie sehr bald keine ernst zu nehmende Gegner in ihrer Familie vorfand, schrieb sie ihr Großvater, der stets behauptete, Schachspielen rege das abstrakte Denken an, stolz in einem Schachclub ein. Aber selbst in diesem Schachclub, in dem sich vorwiegend schachbegeisterte Pensionisten einfanden, gab es keine wirkliche Herausforderung für sie. Und so wurde sie solange weitergereicht, bis die Schachgemeinde langsam von ihr als von einem Wunderkind zu sprechen begann.

Damals war sie gerade elf Jahre alt und hatte eben mit der Mittelschule begonnen. Das Lernen machte ihr richtigen Spaß, auch die Mathematik, die sie zum Teil als langweilig empfand. Der Grund, warum ihre Noten in diesem Fach trotzdem nicht spektakulär ausfielen, lag vor allem darin, daß sie sehr oft an der Letztausführung, bei der es lediglich darum ging, Zahlen einzusetzen, scheiterte. Es reicht, wenn ich genau weiß, was zu tun ist, lautete stets ihre Ausrede, irgendwelche Zahlen ändern doch nichts am formalen Charakter einer Aufgabe, oder?

Sehr oft wurde sie gefragt, ob sie beim Schachspielen mehrere Züge im voraus und statt den Figuren die üblichen Positionsbezeichnungen

im Kopf habe. Ja, antwortete sie dann meistens etwas schelmisch, das mach' ich schon, aber ich stell' mir dazu auch noch etwas Besonderes vor. Auf die Nachfrage, was dies sei, schüttelte sie stets den Kopf und erklärte nur: Das ist mein Geheimnis, darüber kann und will ich nicht sprechen.

Je älter sie wurde, um so klarer wurde es ihr, daß für sie die Wunderkind-Zeit zu Ende gegangen war. Sie begann mit einem Mal sehr bewußt, das Belächeln von Frauenschach und dessen herablassende Einschätzung in manchen Clubs zu bemerken. Natürlich ärgerte sie das gewaltig. Zunächst versuchte sie, deren Vertreter in Wettkämpfen herauszufordern. Aber auch dabei stieß sie sehr bald an Grenzen, da einige es schlichtweg ablehnten, sich am Schachbrett Frauen gegenüberzusetzen. Aber geh, Mädels, hörte sie nicht selten sagen, das willst du ja selber nicht! Bleib dort, wo du bist, da bist du gut, aber uns laß bitte in Ruh'.

Als sie eines Abends unlustig und deprimiert in ihrem Zimmer saß und ihr Blick zufällig auf das sich auf einem Tischchen befindliche Schachspiel fiel, kam ihr plötzlich zu Bewußtsein, daß alles an diesem Spiel eigentlich männlich ausgerichtet ist oder zumindest der Männerwelt entlehnt zu sein scheint. Natürlich, dachte sie sich, Schach ist eigentlich das Abbild einer mittelalterlichen Königsresidenz, eines Hofstaates. Sie griff die Figuren der Reihe nach an. Also, das ist ein Bauer, ein Turm, ein Springer, und das ein Läufer. Es heißt: Der Bauer, der Turm, der Springer, der Läufer, der König. Nur wenn der König sich überhaupt nicht mehr bewegen kann, ist das Spiel zu Ende. Eine einzige Frau, die Königin, ist pro Hofstaat anwesend. Ausgerechnet sie darf sich in alle Richtungen bewegen, geradeso, als wäre sie ein Flittchen. Schon traurig, kam ihr in den Sinn, da habe ich jahrelang begeistert Schach gespielt, ohne über die Bedeutung der Figuren und deren geschlechtsspezifischen Charakter nachzudenken.

Jetzt, sagte sie sich selber, während sie alle Figuren am Schachbrett umwarf, jetzt werde ich mir eben ganz neue Bedeutungen für diese

Figuren vorstellen. Statt acht Bauern gibt es acht vollbusige Bäuerinnen, ja, solche, die einen Kittel tragen und so ausschauen, als würden sie gerade wohlgelaunt von einem Erntedankfest kommen. Da es sprachlich keine Türminnen gibt, werden die Türme durch hinreißend aussehende Rechtsanwältinnen in eleganten Hosenanzügen ersetzt. Die Springer mutieren zu Springerinnen, aus den Läufern werden Ministerinnen, aus der Königin eine Kanzlerin, denn schließlich leben wir in einer Demokratie.

Natürlich, fiel ihr ein, natürlich weiß ich aus Büchern über Schach, daß manche der Figuren in früheren Zeiten ganz andere Namen hatten, die aber damals auch nur die gesellschaftliche Stellung von Männern reflektierten. Warum gibt es heutzutage nicht wenigstens Arbeiter statt Bauern, da doch deren Anteil verschwindend klein geworden ist? Am besten wäre es, gleich von Arbeiter und Arbeiterinnen und von dem Rang nach geordneten Beamten und Beamtinnen zu sprechen, um das Bild eines mittelalterlichen Hofs loszuwerden.

Ein bißchen zögerte sie, ihrer Phantasie weiter freien Lauf zu gewähren, denn dem König hatte sie bisher noch keine neue Rolle zgedacht. Soll diese Figur ebenfalls eine Frau darstellen, eine Staatspräsidentin etwa, die der Mitwirkung aller anderen Frauen bedarf?

Sie stellte langsam die Figuren wieder auf. Die Bilder, die sie als Kind in jedem Schachspiel begleiteten, schienen sich plötzlich der Erwachsenenwelt angepaßt zu haben. Bilder, über die sie auch in Zukunft mit niemandem würde sprechen wollen, nämlich zum Beispiel mit insgesamt acht Bäuerinnen in der zweiten Reihe unerwartete Angriffe zu starten: Mit b-in2a bis b-in2h.

Sieben Frauen



Stehende Frau, Syrien, 2000–1750 v. u. Z.



Weibliche Figur, Terracotta, Detail,
Zypern, 950-750 v.u.Z.

Der japanische Faltenfächer

„Hier, gnädige Frau“, sagte der Besitzer des kleinen Antiquitäten-
geschäfts zu mir, den ich aufgesucht hatte, um etwas Zeit totzuschla-
gen, weil ich mich wieder einmal zu früh zu meiner Verabredung einge-
funden hatte. „Schauen Sie sich doch diesen japanischen Faltenfächer
an! Er ist etwas ganz Besonderes und vermutlich das interessanteste
Stück, das mein kleines Geschäft zu bieten hat. Den anderen Kram“, er
schaute etwas verzweifelt auf die ausgestellten Möbelstücke, Bilder und
Uhren, „hab’ ich nur, weil es dafür gelegentlich Nachfrage gibt. Sie ha-
ben keine Ahnung, was für Geschmacksverirrungen ich anbieten muß,
um über die Runden zu kommen.“

„Der Fächer ist allerdings etwas ganz anderes. Wenn Sie ihn öff-
nen, lassen sich insgesamt sieben zierliche Geishas erkennen, die mit
der Hand auf das Papier gemalt wurden. Obwohl die sieben zunächst
vollkommen identisch ausschauen, erkennt man doch bei näherer Be-
trachtung einige Unterschiede: Sie sind unterschiedlich geschminkt,
aber auch ihre Bekleidung variiert ein wenig. An diesen Unterschieden
erkennt man übrigens, daß dieser Fächer tatsächlich handbemalt ist.
Das wirklich Verblüffende zeigt sich erst, wenn man den Fächer lang-

sam schließt. Etwa so. Man bekommt dann nämlich den Eindruck, die Figuren beginnen zu tanzen, sind zum Leben erweckt. Schauen Sie nur, was für ein großartiges Schauspiel die sieben Geishas bieten. Aber das ist noch nicht alles. Wenn Sie den Fächer umdrehen, dann bemerken Sie, daß zu jeder Figur eine Rückenansicht angefertigt worden ist. Geradeso, als ob eine zweidimensionale Sicht dieser Geishas zu liefern die Absicht gewesen ist.

Für mich ist dieser Fächer ein Wunder an Imaginationen. Schauen Sie nur: Wenn man ihn mit Blick auf die Hinterseite schließt, dann sieht es so aus, als ob die sieben Geishas trippelnd weggehen, als ob sie im Begriffe stehen, sich zu verabschieden. Wie kunstvoll die Handbemalung tatsächlich ist, erkennt man unter anderem daran, daß es weder auf der Vorder- noch auf der Rückseite irgendwelche Schatten in Folge der Doppelbemalung gibt. Ich finde es faszinierend, daß zu jeder Geisha genau fünf Falten gehören. Es sind nämlich die Falten, die beim Öffnen oder Schließen des Fächers die Geisha tanzen lassen bzw. deren Weggehen simulieren. Die jeweiligen Enden des Papierteils sind auf zwei flache Stäbchen aus dunklem Holz geklebt, die Stäbchen selber werden mittels einer einzigen Niete aus Silber zusammengehalten. Es muß ein wahrer Meister seines Gewerbes gewesen sein, der ein halbkreisförmiges, vermutlich steifes Stück Papier regelmäßig insgesamt 35 Mal falten konnte. Ich selber habe es ein paar Mal versucht: Mehr als einen unansehnlichen und unförmigen Papierknödel habe ich nicht zusammengebracht.“

„Warum ich Ihnen das alles erzähl’, fragen Sie? Ich hab’ gleich bei Ihrem Eintreten in mein Geschäft bemerkt, nicht einer der üblichen Kundinnen gegenüberzustehen. Die Bilderuhr dort an der Wand, die immer das größte Interesse erweckt, hat Sie überhaupt nicht beeindruckt. Und die anderen ausgestellten Objekte, na ja, sind – wie schon gesagt – eher Dutzendware.“

„Wie? Einen Preis für den Fächer kann ich Ihnen leider nicht nennen, da ich nicht die Absicht hab’, ihn zu verkaufen. Wenn es näm-

lich überhaupt nichts im Geschäft zu tun gibt, dann nehm' ich den Fächer, öffne und schließe ihn immer wieder und erfind' für mich ganz im Geheimen Geschichten, die mich mit den sieben abgebildeten Damen in Verbindung bringen sollen. Und ich hör' geduldig zu, was sie mir erzählen.

Übrigens, vor dem Geschäft steht ein Mann, der offensichtlich auf jemanden wartet. Sollten Sie es sein, dann sollten Sie jetzt gehen und ihn nicht warten lassen. Ich dank' Ihnen jedenfalls für Ihren Besuch und das Interesse, das Sie meinem Fächer erwiesen haben. Vielleicht erinnern Sie sich sogar gelegentlich daran, daß manches Mal auch so unnütze Dinge wie ein Fächer, ein Eigenleben haben können ...“

Sechs Frauen



Torchère, Detail, Gips und vergoldetes Holz, französisch,
19. Jahrhundert



Sarahs Resolution

Hl. Margarethe von Antiochien,
Detail, um 1475 n.u.Z.

Sarah: Wir sind heute zusammengekommen, um endlich gemeinsam eine Resolution bezüglich der uns betreffenden Geschichtsfälschungen zu verfassen. Ich freue mich, daß unsere Jüngste, nämlich die Tamara, sich bereit erklärt hat, das Protokoll zu führen. Ich bin allerdings nicht ganz sicher, ob sich wirklich alle kennen, da wir seinerzeit zum Teil verschiedenen Generationen angehört haben. Also, bitte immer der Reihe nach: Sagt euren Namen und erklärt kurz den Familienzusammenhang, obwohl wir – wie wir alle wissen – ein- und derselben Familie angehören. Ich fang’ gleich bei mir an: Ich heiße Sarah und war die Frau des Abraham.

Rebekka: Also, ich bin die Rebekka, die Schwiegertochter der Sarah, vor langer, langer Zeit mit dem Isaak verheiratet.

Lea: Mein Name ist Lea, ich bin die Schwester von der Rahel, die neben mir sitzt. Wir, die Rahel und ich, sind beide Schwiegertöchter der Rebekka, da – wie vielleicht allgemein bekannt sein dürfte – ihr Sohn Jakob uns beide zur Frau genommen hat.

Rahel (steht stumm auf und zeigt sich)

Dinah: Ich bin die Dinah und offensichtlich die einzige hier, die

mit fast allen von euch direkt verwandt ist. Lea ist meine Mutter, Rebekka meine Großmutter und so ist Sarah meine Urgroßmutter. Auf Beziehungen zu Männern komme ich hoffentlich noch später zu sprechen.

Tamara: Und ich bin die Tamara und eigentlich kaum mit euch verwandt. Wäre es nach Plan gegangen, dann wäre wahrscheinlich Dinah eine angeheiratete Tante gewesen. Mehr will ich jetzt nicht sagen. Ich freu' mich sehr, daß ich mich zu euch rechnen darf.

Sarah: Ihr erinnert euch vielleicht, daß man mir bis heute nachsagt, ich hätte seinerzeit durch viele Jahre hindurch keine Kinder empfangen können und hätte letztlich nur auf wunderbare Weise einen einzigen Sohn, den Isaak, geboren. Ich kann euch allen versichern, es lag weder an einem Wunder, noch an meiner Unfähigkeit, schwanger zu werden. Mein Mann, der Abraham, mit dem ich damals aus einem anderen Land eingewandert bin, hat nämlich das Gebot ‚Gehet hin und mehret euch‘, das ihm – so behauptete er jedenfalls immer – mehrmals im Traum aufgetragen worden ist, auf sich persönlich bezogen aufgefaßt.

Meine Dienerin, die Hagar, die übrigens eine sehr fesche Person gewesen ist, und ich haben Mühe gehabt, ihn gelegentlich in unser Zelt zu locken. Wahrscheinlich hat er geglaubt, es reiche, meine Mitgift, eine große Schafherde, mit seiner Herde zu vereinen. Dabei haben die Hagar und ich wirklich alles versucht, ihn an uns zu interessieren. Wir sind hüllenlos vor ihm herumgetanzt, haben zu seinem Wohlgefallen gegenseitig an uns gespielt, jedoch das Einzige, das dann geschah, war, daß er von Zeit zu Zeit die Hagar bestiegen und mir dabei gnädig die Hand gehalten hat.

Ihr könnt mir glauben, ich bin damals schon wild entschlossen gewesen, mich von irgendeinem beliebigen Schafhirten besamen zu lassen. Die Tatsache, daß ich dann doch noch von ihm schwanger wurde, verdanke ich in einem kleinen Streich, den wir ihm gespielt haben. Wir haben ihm nämlich zum Spaß die Augen verbunden und ihn raten

lassen, welche Frau er eben benütze, wobei ich mich als Hagar ausgegeben hab'.

Ich muß leider zugeben, daß ich den Issak, mein einziges Kind, viel zu sehr verwöhnt hab'. Mit der Zeit hat er nämlich tatsächlich geglaubt, es reiche, mit den Fingern zu schnalzen und schon werde alles Unangenehme oder Anstrengende von einer der ihn umgebenden Frauen erledigt. Ich weiß, die Rebekka, meine Schwiegertochter, kann ein Lied davon singen.

Übrigens, ab dem Zeitpunkt von Isaaks Geburt hat mein Mann sich nicht mehr in mein Zelt gewagt. Wahrscheinlich hat er geglaubt, daß ich mich in seinen ohnehin unbedeutenden Handel mit Schafen einmischen werde, da ja ein großer Teil unserer Herde im Prinzip mir gehörte.

Tamara: Und dann, Sarah? Was geschah danach? Du bist doch, wie man sagt, vor ihm aus der irdischen Welt gegangen.

Sarah: Stellt euch vor, er soll dann noch einmal geheiratet haben. Ketura, hab' ich gehört, nannte sie sich. Mit der soll er angeblich noch vier Söhne gezeugt haben. Wie das allerdings in seinem weit fortgeschrittenen Alter geschehen konnte, davon hab' ich keine Ahnung. Vermutlich hat ihn jene Ketura, weil er schon so alt und gebrechlich war, nicht mehr aus ihren Zelt weggehen lassen, und er hat ihr, wenngleich mühsam, bloß aus Langweile zu Söhnen verholfen.

Ich möchte festhalten, daß es, ohne zu hinterfragen, ob nicht auch andere Umstände zutreffen können, es offensichtlich bis heute üblich ist, jede Art von Nachwuchsversagen ausschließlich uns Frauen anzulasten. Aber jetzt, meine Lieben, seid ihr dran. Bitte vollkommen zwanglos und nicht unbedingt entsprechend der Generationenabfolge.

Lea: Also, wie ich schon gesagt hab', waren meine Schwester und ich mit ein- und demselben Mann verheiratet, nämlich mit einem Sohn von Rebekka. Und zwar gleichzeitig und nicht hintereinander, wie man vielleicht annehmen könnte. Heute würde man sagen: Es war eine ménage à trois, obwohl er meistens nur mich bestiegen hat. Dabei ist meine

Schwester viel schöner als ich. Schaut sie nur an! Sie ist hochgewachsen, hat wunderschöne lange Haare, einen äußerst anziehenden, ebenmäßigen Körperbau und Brüste wie ein junges Mädchen. Ich dagegen muß mit einem kleinen Buckel leben, meine Brüste hängen herab wie die Zitzen einer Ziege, mein Gesicht kann ich selber nicht ausstehen. Als kleine Kompensation dafür hat mich die Natur allerdings mit einem Unterleib ausgestattet, der jeden Mann in Entzücken versetzen hätte können. Nach mir hat es höchstens ein erschöpftes Abfallen von meinem Körper gegeben, da vorher mein Schoß jegliche verbliebene Kraft abgepumpt hat.

Arme Rahel! Sie hat zuschauen müssen, wie er mir jedes Jahr ein weiteres Kind angehängt hat. Nur wenn es überhaupt nicht mehr ging oder wenn ich unpäßlich war – was ihn meistens nicht abgehalten hat – hat er sich auch mit ihr vergnügt. Dein Schoß ist nur ein großes Loch, in das man hineinfällt, hat er sie stets herabwürdigend und beleidigend beschimpft.

Ich habe insgesamt 15 Kinder geboren, wovon 13 am Leben geblieben sind. Leider war nur ein einziges Mädchen darunter, nämlich die Dinah, der ich, im nachhinein gesehen, in Anbetracht der riesigen Bubschar, viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken konnte. Sie ist wie ein Bub aufgewachsen und war eigentlich, jedenfalls soweit ich mich erinnern kann, genauso wild wie alle anderen.

Rahel: Es ist wirklich nicht schön, sich immer wie das fünfte Rad am Wagen zu fühlen. Ich habe jahrelang enttäuscht und zu tiefst erniedrigt mitanschauen müssen, wie die Kinderschar meiner Schwester gewachsen und gewachsen ist. Meine beiden Buben hab' ich erst auf die Welt gebracht, als – verzeih, Lea – ihre sexuellen Fähigkeiten in Folge der vielen Geburten nachgelassen hatten und er zu bequem war, sich eine Konkubine zuzulegen.

Wahrscheinlich war meine ständige Herabwürdigung und Kränkung auch der Grund, warum meine Buben genauso schüchtern und so wenig selbstbewußt geworden sind wie ich. Von Leas Kindern wurden sie im-

mer abgelehnt. Wir, meine Kinder und ich, waren fast so etwas wie eine kleine Unterfamilie, um die sich der Rest des Familienverbands kaum gekümmert hat. Nur meine Schwester – trotz ihrer steigenden Kinder­schar – stand uns immer zur Seite. Wie schon Lea erzählt hat, zeigte Jakob, nachdem er mich entjungfert hatte, sehr wenig Interesse an mir. Vermutlich wollte er mich nur für andere entwerten. Zwar liebte er es, an meinem Busen herumzufummeln, aber zu viel mehr kam es selten. Für ihn war ich im Grunde genommen lediglich die Schöne, mit der man den Neid der Nachbarn erregen konnte.

Wir drei, meine Kinder und ich, haben jedenfalls sehr zurückgezogen gelebt. Ein bißchen hab' ich mich um die Dinah angenommen, weil ich das Gefühl gehabt hab', sie werde genauso wenig beachtet wie ich. Erinnerst du dich noch, Dinah, wie oft du weinend zu mir gekommen bist? Ich hab' mir übrigens damals immer gewünscht, einmal Jakobs Bruder kennenzulernen, da viele, die ihn kannten, behauptet haben, er habe mit all seinen Frauen ein gleich gutes Verhältnis gehabt und sei angeblich sehr stolz auf seine Töchter gewesen.

Dinah: Natürlich erinnere ich mich daran, daß ich immer zu dir kommen konnte. Du warst die Einzige, die sich Zeit für mich genommen hat. Wie oft bin ich als kleines Mädchen auf deinem Schoß gesessen, du hast mir die Haare gebürstet und mir Geschichten erzählt. Für mich warst du immer die schöne Tante, die Schöne, von der alle gesprochen haben. Und ich war stolz auf dich, auf meine Tante. Noch heut' möchte ich gelegentlich zu dir zum Kuscheln kommen, um mir die Tränen wegblasen zu lassen. Ich hab' damals natürlich nicht verstanden, wie es mit dir und meinem Vater stand, da er doch überall, auf allen Marktplätzen und bei sämtlichen Nachbarn mit deiner Schönheit geprahlt hat.

Für meine Brüder war ich anfangs so eine Art Bub, der nicht im Stehen pinkeln konnte. Zuerst haben sie mich deswegen gehänselt und danach einfach ignoriert, wenn ich mich wieder einmal irgendwo hinhockerln mußte. Darauf Rücksicht zu nehmen, ist ihnen nicht eingefallen, denn ihre Spiele widerspiegelten stets nur die Männerwelt. Man

hatte stark zu sein und sich abfällig über die Weiberwelt zu äußern. Was mich am meisten gestört hat, war, daß die beiden Ältesten uns herumkommandiert haben, als wären wir ihre Diener. Und ich als Halbbub wurde immer geschickt, dieses oder jenes zu holen oder bei den Erwachsenen um irgendwelche Vergünstigungen anzufragen, denn dafür waren sie nämlich alle zu feig.

Das alles hat sich erst geändert, als viele von ihnen ins Pubertätsalter gekommen sind und die Älteren unter meinen Brüdern entdeckt haben, daß ich eigentlich ein Mädchen war. Plötzlich hatte sich meine Rolle gewandelt: Ich wurde von ihnen als Schauobjekt überall betastet. Sie hoben meine kleinen Brüste und ließen sie wieder fallen, unheimlich amüsiert über deren elastische Nachschwingungen. Bald verging kein Tag, an dem nicht irgendeiner von ihnen an meiner Spalte herumfingerte oder mir sein Glied hinhielt, um ihn zu erleichtern. Irgendwie schien es ihnen selbstverständlich zu sein, daß ich ihnen dazu zur Verfügung zu stehen hatte. Und ich konnte mich nicht dagegen wehren, denn wen sollte ich schon um Hilfe bitten? Meine Mutter, die keine Zeit für mich hatte? Rahel, die zu Hause von meinem Vater bloß belächelt wurde?

Eines Tages ging es zu weit: Wir haben uns weit abseits unseres Hauses befunden. Wie verabredet, haben sie mich auf einmal mit dem Rücken auf den Boden gepreßt. Die Jüngeren unter ihnen haben mir die Arme gehalten und die Beine gespreizt, so daß mich die beiden Ältesten mühelos vergewaltigen konnten. Nach ihnen sind alle anderen drangekommen. Alle zwölf habe mich der Reihe nach mehrmals mißbraucht. Erst als sie bemerkten, daß Blut aus meinem Unterkörper über meine Beine fließt, sind sie feig davongelaufen. Lediglich Joseph, Rahels ältester Sohn, damals ein kleiner Bub, der wie immer uns nachgeschlichen ist, hat alles mitangesehen. Als er bemerkte, daß ich hilflos am Boden lag, zerfurcht von meinen eigenen Brüdern, lief er zu mir, hat mir vorsichtig zunächst mit Hilfe seiner Wasserflasche das Gesicht befeuchtet und dann mit seinem Kopftuch das Blut von meinen Beinen

abgewischt. Die anderen haben natürlich bemerkt, daß er zu mir gekommen ist, um Hilfe zu leisten. Vor allem haben sie ganz genau gewußt, was eigentlich geschehen ist, schließlich waren die beiden Ältesten schon fast erwachsen. Und weil sie sich vor dem Zorn unseres Vaters fürchteten, haben sie danach alles auf den Sohn unseres Nachbarn geschoben. Alle Männer in unserem Haushalt sind daraufhin wie die Racheengel über unsere Nachbarn hergefallen und haben jeden einzelnen, Mann oder Frau, wegen der Schändung der Tochter ihres Stammesführers erschlagen. Weil sie, meine Brüder, außerdem befürchtet haben, daß der Joseph irgendwann doch mit der Wahrheit herausrücken würde, haben sie ihn – wie ja in der Zwischenzeit bekannt sein dürfte – nach einiger Zeit als Sklaven an Wanderhändler verkauft.

Mich hat mein Vater fast halbtot geprügelt. Immer wieder hat er mich angeschrien, daß zu einer Vergewaltigung immer zwei gehören. Seine ganze Wut hat er an mir ausgelassen. Ich wurde auf seine Anweisung hin aus der Familie ausgestoßen. Mit der Begründung: Für Huren gebe es keinen Platz in seinem Haus.

Nur Rahel konnte mich für einige Tage bei sich verstecken. Sie hat mir dann alles mitgegeben, das sie besessen hat, und mir den Rat gegeben, mich weit weg von uns in die Obhut von ihr wohlgesinnten Verwandten zu begeben. Um meine Identität zu beweisen, legte sie mir ein besonderes Amulett um den Hals. Geh, Mädels, höre ich sie noch immer besorgt sagen, geh und viel Glück in der Fremde. Wenn du klug bist, erzählst du niemandem, daß man dich gewaltsam entehrt hat, sonst wirst du nie jemanden finden, der dich zur Frau nimmt.

Ich habe mich an ihre Worte gehalten, denn dort in der Fremde lernte ich nach einiger Zeit einen Mann kennen, der mich als Frau und Arbeitstier aufgenommen hat. Gemeinsam haben wir mit ein paar Schafen und Ziegen viele Jahre hindurch ein Leben in Armut geführt.

Bis ich allerdings dort, weit weg von meiner Heimat, angekommen war, hat sich mein Leben als die reinste Hölle erwiesen, da anfangs das Gerücht, da kommt die Entehrte, die Hure, mit mir gereist ist. Überall

wurde ich von Männern belästigt, die glaubten, sich bei mir alle Freiheiten erlauben zu können. Gelegentlich lauerte mich sogar eine Gruppe von ihnen auf, um sich meiner gewaltsam zu bedienen.

Von meinen Brüdern hab' ich nie wieder etwas gehört, nur die Nachricht, daß mein Halbbruder Joseph auf geheimnisvolle Weise verschwunden oder ums Leben gekommen sei, kam mir nach vielen Wochen zu Ohren. Ich habe damals sofort vermutet, daß meine Brüder dafür verantwortlich sind, weil sie den einzigen Zeugen ihres Übermuts loswerden wollten. Dort in der Fremde hab' ich übrigens einen Knaben geboren, dessen Vater einer meiner Brüder gewesen sein muß. Dieses Kind hat in der Folge mein späterer Mann als Sohn adoptiert.

Das war's, was ich berichten kann. Nicht sehr erfreulich, gebe ich zu, auch weil Lea, meine Mutter, von all dem nichts erfahren durfte. Kein Grund, Mama, jetzt darüber zu weinen, und auch du nicht, Rahel. Deine Vermutungen über die volle Wahrheit, Joseph und mich betreffend, haben sich leider nie bestätigen lassen.

Tamara: Dazu paßt mein Beitrag wunderbar, obwohl in meinem Fall die Geschichtsschreibung die tatsächlichen Begebenheiten halbwegs richtig wiedergibt. Die selben Männer, die seinerzeit Dinah ins Unglück gestoßen haben, haben auch meine Rechte als Frau schändlich mißachtet. Ich bin sicher, ihr habt alle davon gehört, wie ich mich damals als Hure verkleidet an den Juda herangemacht hab' und ich mich, so sehr mir auch vor ihm geekelt hat, weil er ein häßlicher, verdreckter und verlauster Kerl war, von ihm hab' schwängern lassen. Da er bereits etwas betagt war, ist er danach sofort in Tiefschlaf versunken. Ich hab' ihm daraufhin all seine Sachen abgenommen und bin, ihn in seinen befleckten Unterhosen zurücklassend, verschwunden.

Ein Jahr später bin ich aus meinem Versteck aufgetaucht, nämlich nachdem mein erstes Kind geboren war und die ersten paar Monate bestens überstanden hatte. Mit Hilfe seines Siegelrings und seines Knotenstocks konnte ich in aller Öffentlichkeit beweisen, daß Juda der eigentliche Vater meines Kindes war. Damals haben alle Richter im

Land mir zugestimmt, daß Juda sich nicht über mündlich gegebene und schriftlich vereinbarte Heiratsversprechen einfach hinwegsetzen dürfe, insbesondere da er das ausgedehnte Grundstück, das mir als einziger Erbin zugestanden ist, seelenruhig als meine Mitgift seiner Familie einverleibt hat. Ich hätte damals – die Details will ich euch ersparen – nämlich einen seiner Söhne heiraten sollen.

Ich hab' mich seinerzeit gegen die unverschämte Verletzung meiner Rechte gewehrt. Ich hab' mich nicht eingefügt, nur weil ich eine Frau war. Ich hab' mit dem einzigen Mittel, das mir damals zur Verfügung gestanden ist, nämlich mit meinem Körper, gegen offensichtliches Unrecht angekämpft. Ihr könnt mir glauben, nach dem ekligen Juda hab' ich sehr lang mit keinem Mann zusammensein können. Selbst Jahre danach bin ich noch aus Alpträumen aufgewacht, in denen unappetitliche alte Männer mit meinen Brüsten gespielt haben.

Rebekka: Ich glaub', ich bin die einzige Familienunbeschädigte unter euch. Ich war nämlich immer schon, sogar als Kind, selbstbewußt und hab' mich nie, selbst von meinen Vater nicht, einschüchtern lassen. Als man mich mit Isaak, mit Sarahs Sohn, der übrigens als junger Mann recht fesch ausgeschaut hat, verheiratete, hab' ich von Anfang an das Kommando in der Familie übernommen. Das hat sich übrigens fast automatisch ergeben, da der Isaak, wie schon Sarah angedeutet hat, sich als Waschlappen erwiesen hat. Ihm ging es lediglich um seine eigene Bequemlichkeit, und dazu gehörte auch, daß er sich um nichts zu kümmern hatte.

Nachdem ich Zwillinge geboren hatte, zwei Buben, hab' ich ihm klipp und klar mitgeteilt, daß ich kein weiteres Kind haben möchte und er sich für seine Bedürfnisse gefälligst eine andere Frau suchen möge. Du kannst ruhig wie dein Vater jedem Kittel nachlaufen, hab' ich zu ihm gesagt, sofern du mich in Ruhe läßt. In meinem Zelt hast du jedenfalls nichts mehr verloren. Statt sich mit mir zu streiten und seine ehelichen Rechte an mir geltend zu machen, hat er nur ein ‚Von mir aus‘ erwidert. Selbst zum Streiten war er zu bequem. Mit wem er in

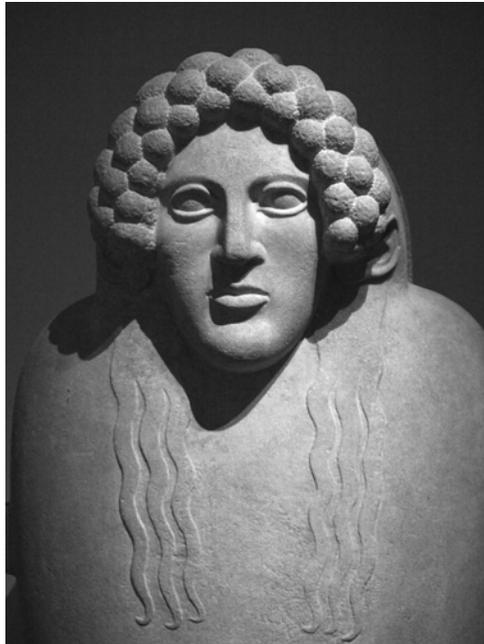
der Folge seine Nächte verbracht hat, hat mich nie interessiert, genauso wenig wie die Frage, wie viele Bastarde daraus entstanden sind.

Was mich allerdings traurig stimmte, waren die ewigen Streitereien zwischen meinen Söhnen. Selbst um die unwesentlichsten Dinge wurde pausenlos gekämpft. Später dann, als die beiden bereits fast erwachsen waren, haben sie gelegentlich ihren Vater besucht. Damals war er schon ziemlich vergreist und hat kaum noch verstanden, was sie ihm erzählt haben. Im Alter ist er nämlich stocktaub gewesen.

Obwohl ich mich, wie ich schon sagte, durch die Familie unbeschädigt fühle, schließe ich mich euch selbstverständlich an. Auch weil ich mich für jegliches von meinen Nachfahren verursachte Leid mitverantwortlich fühle.

Sarah: Hervorragend! Ich glaub', unser Treffen ist sehr erfolgreich verlaufen, weil wir sechs Frauen den Mut aufgebracht haben, ganz offen über uns selber zu sprechen, weil wir nun ziemlich genau wissen, was unsere Resolution enthalten muß. Ich hoffe, Tamara, du hast alles brav mitgeschrieben. Da sind zunächst einmal die Geschichtsverfälschungen, für deren Berichtigung zu sorgen ist. Vor allem aber müssen die Lehren, die sich aus den Berichten von Lea, Rahel und Dinah ergeben, festgehalten werden. Und allen Frauen, die unsere Namen tragen, muß klargemacht werden, welche Geschichten eigentlich hinter ihren Namen stecken. Ich, eure erste Vorfahrin, dank' euch allen für euer Kommen. Bis zum nächsten Mal!

Fünf Frauen



Marmorsarkophag, Detail, griechisch-phönizisch, etwa 500 v.u.Z.



Das burgundische Pentagramm

Grabstein mit Büste einer Frau
(Detail), 2. Jahrhundert n.u.Z-

Sie trafen sich wie in den vergangenen Jahren für eine Woche in Burgund. Bei Chantal, die dort ein kleines, leicht verfallenes Chateau besitzt. Sie, das waren Abigail aus New York, Betty aus Oxford, Waltraud aus Wien und Gina aus Mailand. Sie alle hatten sich bei unterschiedlichen Gelegenheiten getroffen und bereits in den ersten Momenten ihrer Begegnungen das Gefühl gehabt, die jeweils andere seit Jahren zu kennen, mit der eben Getroffenen ganz besonders verbunden zu sein. Bis auf Chantal, die unverheiratet und kinderlos geblieben ist, hatten alle bereits erwachsene Kinder und die Fünfzig überschritten.

Abigail und Betty hatten sich schon vorher am Pariser Flughafen Charles de Gaulle getroffen. Die Weiterfahrt erfolgte anschließend gemeinsam mit dem TGV. Waltraud flog, wie in den Jahren davor, nach Zürich und wartete dort auf Gina, die mit dem Zug aus Mailand angereist kam, um mit ihr in einem Leihwagen die Weiterfahrt nach Burgund fortzusetzen.

Schließlich waren alle da: Das Umarmen wollte fast kein Ende nehmen. Waltraud inspizierte traditionellerweise nach der ersten Be-

grüßungseuphorie sofort die Vorräte in der Küche. Danach setzten sich alle in Chantals Auto, um gemeinsam den Spaß am Einkauf im benachbarten Städtchen zu erleben. Chantal und Waltraud schlepten dort wie jedes Jahr Baguettes aus der lokalen Boulangerie an, Betty, eine Käsefanatikerin, wollte sich auf keinen Fall den obligaten Besuch in der Fromagerie entgehen lassen, während Abigail und Chantal Pâtés, Fleisch und Fische erstanden. Zum Schluß wurden noch Gemüse und Obst eingekauft. Um Wein mußten sie sich nicht kümmern, denn Chantal verfügte über einen wohlgefüllten Weinkeller, der selbstverständlich beliebig geplündert werden durfte.

Bereits während des Hinwegs, im Auto, hatte das große Erzählen begonnen, schließlich hatte man sich vieles mitzuteilen. Wichtiges und weniger Wichtiges, das sich ein Jahr lang aufgestaut hatte. Zu Hause angekommen, wurden zunächst alle erstandenen Schätze in der Küche verstaut, bevor es als Auftakt einen traditionellen Kir Royal gab.

Endlich war es dann soweit: Der Tisch war gedeckt, die Pâtés, Baguettes und der Wein standen bereit. Waltraud, die wie in den vorangegangenen Jahren für das Kochen verantwortlich zeichnete, hatte wieder einmal, so meinten jedenfalls die anderen, gezaubert: Die Forellen in Kapernsauce, serviert mit einem Zitronenhäubchen, und Erdäpfel auf burgundische Art waren in der Tat preisverdächtig. Nachdem schließlich auch noch die verschiedenen Käsesorten verkostet waren, blickten alle erwartungsvoll auf Chantal. Fast mit zeremonieller Würde holte sie daraufhin ein kleines, weißes Leinensäckchen und stellte es in die Mitte des Tisches.

Dieses Säckchen hatte eine ganz spezielle Bedeutung für ihr jährliches Treffen. Als sie sich nämlich das erste Mal bei Chantal eingefunden hatten und man nach dem Essen bereits in das Wohnzimmer übersiedelt war, kehrte Betty in das Eßzimmer zurück, ordnete dort fünf Sesseln so an, daß sie die Eckpunkte eines regelmäßigen Fünfecks, eines Pentagons, wie sie es nannte, bildeten.

„Könnt ihr bitte noch einmal zurückkommen? Ich muß euch nämlich etwas erklären“, hatte die Aufforderung gelautet, auf den so arrangierten Sesseln Platz zu nehmen.

„Ein regelmäßiges Fünfeck hat überraschende Eigenschaften. Jede von uns sieht von ihrem Platz aus zwei Paare. Ich, zum Beispiel, sehe Chantal und Waltraud zu meiner Linken und Abigail und Gina zu meiner Rechten. So gruppiert und betrachtet, schein ich von den beiden Paaren ausgeschlossen, vielleicht von ihnen sogar unbewußt bedroht zu sein. Gleichzeitig kann ich mich aber auch als Mittelpunkt zwischen meinen beiden unmittelbaren Nachbarinnen, Chantal und Gina, fühlen, konfrontiert lediglich von einem Paar, nämlich Waltraud und Abigail.

Was ich damit sagen möchte, ist, daß man die Eckpunkte in einem Fünfeck emotional unterschiedlich besetzt betrachten kann. Zunächst einmal isoliert als Einzelperson, konfrontiert von zwei Paaren. Diese Sicht ist mit der Gefahr der Ausgrenzung, mit einem unbewußten Sich-zurückziehen verbunden. Die andere Sichtweise, nämlich geschützter Mittelpunkt zwischen unmittelbaren Nachbarinnen zu sein, vermittelt dagegen ein Gefühl der Geborgenheit. Probiert es selbst einmal aus! Ihr werdet sehen, daß ich recht habe.

So, und jetzt werdet ihr mich fragen, wozu ich das alles erzählt hab'. Das ist eigentlich sehr einfach. Als uns zuvor Chantal durch das Haus geführt hat, öffnet sie die Türen zu drei Schlafzimmern. In jedem steht ein Doppelbett. Benützen wir alle drei, dann hat eine von uns allein zu sein. Ihr erinnert euch, das ist die Sicht von einem isolierten Eckpunkt aus, die die Gefahr des Ausgeschlossenenseins in sich birgt. Kein Flüstern oder Tuscheln mit einer Bettnachbarin. Verwenden wir nur zwei der Schlafzimmer, dann hat eine von uns zwei Bettnachbarinnen. Ich jedenfalls bin für die Lösung $3 + 2$ statt $2 + 2 + 1$. Was meint ihr?“

Während sie sprach, hatten die anderen zunächst verwundert in der Runde herumgeschaut. Aber dann – und ein Blick auf die Ses-

selanordnung genügte – schien alles sehr logisch zu klingen. Abigail platzte ungeduldig als Erste mit ihrer Meinung heraus: „Also, ich bin nicht von New York nach Frankreich geflogen, um allein in einem Kämmerchen zu übernachten. Ich will die Gelegenheit haben, mich mit einer Bett Nachbarin zu unterhalten, mich wieder wie ein junges Mädchen in einem Feriencamp zu fühlen.“ Da alle anderen der selben Meinung waren, stand Chantal plötzlich auf und riß fünf Zettel aus einem Notizblock. Auf einen malte sie ein großes X. Dann rollte sie die Zettel zusammen und legte sie in ihren alten Gartenstrohhut.

„Auslosen, wer in der Mitte schlafen darf! Das ist wohl die beste Art und Weise zu beginnen“, meinte damals Betty lachend. „Ich schlage außerdem vor, daß wir dem Alphabet nach wechseln. Jede von uns – wir beabsichtigen ja fünf Nächte zu bleiben – darf so einmal in der beschützten Mitte sein. Ich bin schon neugierig, wer von uns das X ziehen wird.“ In jenem ersten Jahr war es die Hausherrin selber. Mit jeder weiteren Nacht wurde der tägliche Wechsel des Schlafplatzes selbstverständlicher, und anfängliche Reserviertheiten verschwanden.

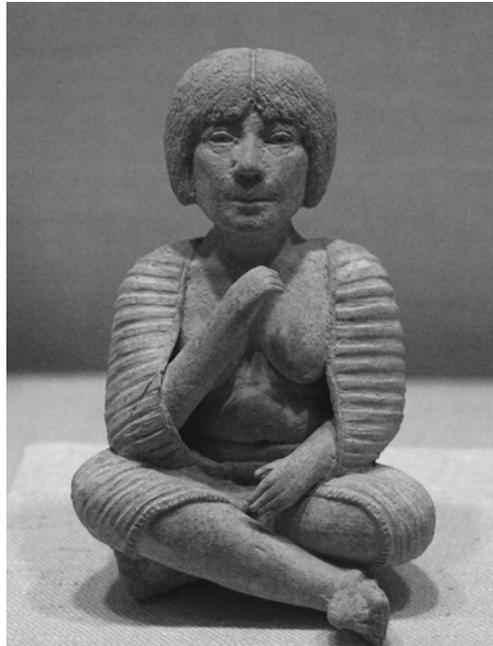
Bereits im nächsten Jahr präsentierte Chantal freudenstrahlend ihren Freundinnen das Säckchen mit den Holzkugeln. „Da, schaut, es sind vier weiße und eine schwarze Kugel“, überraschte sie die anderen gleich beim Eintreffen mit ihrer Erfindung. „Wer die schwarze Kugel zieht, darf als Erste in der Mitte schlafen.“ Und dabei blieb es in den folgenden Jahren.

Einmal in der Mitte schlafen zu dürfen erwies sich für alle fünf Frauen als eine vollkommen neue Erfahrung, aus der sich eine ganz besondere Vertrautheit mit den anderen ergab. Es war wie eine Rückkehr in das längst vergessene Wohlgefühl eines Kindes, sich, aus einem schlimmen Traum erwacht, zwischen die Eltern legen zu dürfen.

Die Aufenthalte in Burgund verliefen jedes Jahr nach dem selben Schema: Späte Frühstücke, gefolgt von kleinen Ausflügen, um weniger bekannte romanische Bauten in der Nachbarschaft kennenzulernen, und vor allem, um für die Opulenz des gemeinschaftlichen Nachtmahls zu

sorgen. Die späteren Nachmittage waren für Lesen, Musikhören und natürlich für intensive Gespräche reserviert. Sogar das Thema Pentagramm kam jedes Jahr auf's neue zur Sprache, sei es, weil eine von ihnen die Beziehungen zum berühmten Goldenen Schnitt entdeckt hatte, oder aber auch, weil plötzlich ikonographische Interpretationen von Pentagrammen einer Diskussion bedurften. Die Hauptattraktion blieb allerdings durch all die Jahre hindurch die tägliche Zeremonie des Bettenwechsels und das damit verbundene Gefühl, sich vollkommen unbeschwert und ungestört in einer Gruppe von fünf gleichgesinnten Frauen bewegen zu können.

Vier Frauen



Sitzende Frau, Xochipala, Mexico, 1500-1000 v.u.Z.



Das Quartett Berenger

Sitzende Frau, Detail, Nigerien,
Ende 19. Jahrhundert

Wir sind wirklich vier Schwestern, allerdings lautet unser Familienname Berger und nicht Berenger, wie unser Quartett heißt. Berger ist uns ein bißchen zu hart, zu normal vorgekommen, um mit Musik in Verbindung gebracht zu werden. Also haben wir einen Namen gesucht, der sich durch leichte Veränderung aus Berger ergibt. Eigentlich sind wir nur durch Zufall auf Berenger gekommen. Im 13. Jahrhundert hat es nämlich einen Fürsten der Provence namens Raymond Berenger mit vier Töchtern gegeben, die – alle vier – in die Geschichte eingegangen sind.

Sogar die Namen dieser vier Schwestern haben wir uns als Künstlernamen zugelegt. Ich, zum Beispiel, nenne mich Marguerite Berenger. Die historische Marguerite ist immerhin Königin von Frankreich gewesen. Ich spiele sehr oft die erste Geige im Quartett. Aber nicht, weil ich die Älteste bin, es hat sich halt so ergeben.

Die Zweitälteste von uns ist unsere Cellistin, Eleanor Berenger. Die tatsächliche Eleanor war nach ihrer Heirat nach England dort Königin und ist vermutlich die berühmteste der ehemaligen Berenger-Schwestern. Sie wird leider manches Mal mit der Eleanor von Aquitanien,

ebenfalls Königin von England, verwechselt, die etwa ein Jahrhundert vor der Eleanor Berenger lebte und unter anderem die Mutter von Richard Löwenherz war.

Also, unsere Eleanor spielt, wie schon gesagt, Cello. Die zweite Geige im Quartett ist für gewöhnlich die Sanchia. Manches Mal wechseln wir uns aber auch ab, und ich bin dann die zweite Geigenstimme. Unser Nesthäkchen, die Beatrice, bedient die Viola. Die echten Schwestern Sanchia und Beatrice wurden übrigens auch Königinnen. Die eine des Römischen Reiches, die andere von Sizilien.

Uns hat allerdings nicht nur beeindruckt, daß alle vier Schwestern, historisch gesehen, bedeutende Persönlichkeiten waren, sondern auch, daß sie aus der Provence stammten, aus dem Land der Troubadoure, aus jenem Teil Europas, der zu deren Zeit das musikalische Zentrum des Kontinents bildete. Fasziniert hat uns außerdem das vornehme „sch“, das bei einer französischen Aussprache von Berenger – Be-raunsché – zu verwenden ist. Und so sind aus Evelyn, Irmgard, Antonia und Gertrude Berger eben Marguerite, Eleanor, Sanchia und Beatrice Berenger geworden.

Unter diesen Namen treten wir seit etlichen Jahren auf. Eine Zeitlang wollten wir unser Quartett nach Alma Rosé benennen, aber das ist uns dann doch als zu verwegen vorgekommen, weil wir uns für nicht genügend gut hielten, ihrem Namen gerecht zu werden. An die vier Königinnen aus dem Mittelalter erinnert sich vermutlich kaum jemand, der unsere Programmzettel liest.

Bis auf die Eleanor, die bereits als Kind eigene Wege einschlug, haben wir alle von früh auf Geige spielen gelernt. Unsere beiden Elternteile waren nämlich Musiklehrer in Schulen, und daher war es ganz klar, daß wir Kinder ein Musikinstrument zu lernen haben. Und natürlich wollten wir alle zur Geige greifen, denn das war auch Papas Instrument. Lediglich Eleanor hatte sich von Anfang an für ein Violoncello entschieden. Zu Hause stritten wir uns ziemlich oft, denn immer war irgendeine einer anderen im Weg, nach außen hin jedoch versuchten

wir, ein Herz und eine Seele zu sein. Auf der Musikschule hieß es immer: „Da kommen schon wieder die vier Bergerdrachen“, auch wenn nur eine von uns dort aufgetaucht ist.

Das mit dem Quartettspielen haben wir schon vor Jahren zu Hause versucht und dann auch auf der Hochschule studiert. Und weil wir eigentlich drei Geigerinnen sind, hat die Beatrice, damals noch die Trudi, den Entschluß gefaßt, sich der Viola zu widmen. Jetzt zittern wir halt von Engagement zu Engagement, ob es sich finanziell ausgeht. Gute Kritiken hat es in den letzten Jahren genügend gegeben, letztlich müssen sich diese aber auch finanziell niederschlagen.

Ein bißchen kracht es im Quartett jedes Mal, wenn eine von uns in Liebeskummer verfällt. Und ein wenig sind wir, die Beatrice und ich, dabei auf die Sanchia neidig, weil die hat immer einen ganzen Schwarm von interessanten Männern um sich. Zugegeben, sie ist auch die Fescheste von uns, aber das ist noch lange kein Grund, sich des öfteren wie eine Prinzessin aufzuführen. Ihr phantastisches Aussehen teilt sie übrigens mit ihrem historischen Gegenstück, mit der Sanchia Berenger aus der Provence, von der es heißt, sie sei beeindruckend schön gewesen.

Der große Ruhepol unter uns Schwestern ist die Eleanor, da sie als einzige von uns verheiratet ist und ein Kind hat, ein Mädel, das von uns anderen, gegen den Willen ihrer Mutter, nach Strich und Faden verwöhnt wird. Es ist aber auch besonders süß und spielt uns Tanten gekonnt gegenseitig aus. Eleanors Mann, ein Techniker, hat meinem Geschmack nach zu wenig Beziehung zu Musik. Er sorgt aber im Grunde genommen immer für den nötigen Realitätssinn, wenn bei uns Mädeln wieder einmal Traum und Wirklichkeit weit auseinanderklaffen.

Bezüglich musikalischer Prioritäten kann ich allerdings nur über mich selber sprechen, meine Schwestern sind da oft genug anderer Ansicht. Würde es nach mir gehen, spielten wir fast ausschließlich Schubert. Meine Geige klingt dann fast so dunkel wie die Viola, die Schubert im hausinternen Quartett zu spielen pflegte; fast so, als käme sie di-

rekt vom Alsergrund. Bei Schubert vergess' ich alles rund um mich. Ich weiß: Beatrice zum Beispiel hat ganz andere Prioritäten. Klarerweise sind es zum Teil Stücke, in denen der Viola eine tragende Rolle zukommt. Davon unabhängig, ist sie eine Bartók-Fanatikerin. Pausenlos drängt sie uns, wieder einmal Quartette von ihm ins Programm aufzunehmen. Und die Eleanor verehrt Schostakowitsch. Seine Quartette gehen für sie über alles.

Übrigens, wenn ich zu Beginn eines Stückes meinen Bogen hebe und Blickkontakt mit den anderen suche, dann wird mir immer wieder klar, daß wir nicht nur ein bestens aufeinander eingespieltes Quartett sind, sondern auch in einem ganz besonderen Verhältnis zu einander stehen. Da kann es schon geschehen, daß ich mich vor Spielbeginn für einen ganz kurzen Moment daran erinnere, wie die Eleanor, die mir immer im schwarzen Abendkleid gegenüber sitzt, als Kind mit ihrem Cello gekämpft hat.

Dann aber erklingt die Musik, und Eleanor ist nur mehr das Cello. Hoffentlich verweben wir die Stimmen unserer Instrumente genauso zu einem Ganzen, wie seinerzeit die echten Schwestern Berenger versucht haben, auseinanderstrebende, politische Interessen in Europa zu vereinen.

Wissen Sie, Musik, Bilder, bildende Kunst haben, wie ich glaube, sehr viel gemeinsam. Musik ist die flüchtigste aller Künste: Ein Ton, einmal gespielt, ist bereits Teil der Vergangenheit. Die kurze Zeitspanne zwischen dem Verklingen des letzten Tons und dem Aufkommen des ersten Applauses vermittelt so etwas wie einen transzendentalen Augenblick, in dem das eben noch Gehörte geräuschlos ausklingt. Diese Augenblicke, egal, ob ich selber spiele oder nur zuhöre, gehören für mich zu den schönsten Empfindungen, die Musik vermitteln kann. Eigentlich wollte ich nichts über Musik an sich sagen, weil es doch die Frage nach der Namensgebung unseres Quartetts zu beantworten galt. Wie ich schon betont habe, nennen wir uns nach vier Schwestern aus der Provence, nach vier Königinnen des 13. Jahrhunderts. Und wie Königin-

nen fühlen wir uns auch, wenn wir es wieder einmal geschafft haben, ein Stück besonders intensiv zu vermitteln. Hinübergebracht haben, wie wir das nennen.

Ich hoffe, Ihre Frage nach dem Ursprung des Namens unseres Quartetts damit beantwortet zu haben.

Drei Frauen



Drei Frauen, Südosteuropa, 5000-3500 v.u.Z.



Toni, Hanna und Laura

Drei Frauen, Südosteuropa,
5000-3500 v.u.Z.

Es ist schon ein merkwürdiger Haushalt, in dem sie leben: Eine aus drei Frauen bestehende Familie. Die Großmutter, Frau Toni, die mit ihren 64 Jahren so manche wesentlich Jüngere in den Schatten stellen kann, sorgt für den Haushalt und für den familiären Ablauf. Ihre Tochter Hanna, von Beruf aus Mittelschullehrerin für Deutsch und Geschichte, zeichnet für das Einkaufen verantwortlich, während deren Tochter Laura, eben 18 Jahre alt geworden, nur eine einzige Pflicht hat, nämlich ihre Matura mit Erfolg zu bestehen. Die Bezeichnungen Oma oder Mama haben die drei schon längst aufgegeben, auch, um angestammte Autoritätsverhältnisse zu vermeiden, um ein Zusammenleben als gleichberechtigte Partnerinnen zu ermöglichen: Sie sprechen sich einfach mit ihren Vornamen an.

Zum Glück gestatten die Wohnverhältnisse – eine ziemlich große Wohnung mit entsprechenden Nebenräumen – ein weitgehend konfliktfreies Zusammenleben. Um den Engpaß in der Früh zu beseitigen, haben sie schon vor Jahren ein zweites Badezimmer einrichten lassen, da ja Hanna und Laura unter der Woche etwa zur selben Zeit in der Früh das Haus verlassen müssen. Laura kann sich daher vor dem

Weggehen beliebig lang die Haare kämmen, während Hanna sich für die Schule fertig macht.

Jede von ihnen hat ihr eigenes, vom Vorzimmer betretbares Zimmer, das für die jeweils anderen absolut Tabu ist, für dessen Reinigung sie allerdings auch selber zu sorgen haben. Das gemeinschaftliche Leben spielt sich entweder in der Küche oder im großen Wohnzimmer ab. Dort gibt es einen abgetrennten Teil mit einem großen Eßtisch und eine umfangreiche Bücherwand hinter einer bequemen Sitzecke.

Von Montag bis Freitag steht Toni bereits um halb acht in der Früh mahndend bei der Eingangstür. „Jetzt geht’s endlich, Mädeln, ihr werdet noch zu spät kommen“, drängt sie die beiden anderen, die ganz offensichtlich wieder einmal ein Schneckentempo an den Tag legen. Kaum sind die beiden draußen, geht sie in die Küche und stellt die Espressomaschine an. Dann setzt sie sich zu einem gemütlichen Frühstück, denn ihre beiden haben mit ihrem Herumtrödeln in der Früh kaum Zeit, nur einen einzigen Bissen hinunterzuwürgen.

Einmal in der Woche schleppt sie Staubsauger und Kübel durch die Wohnung und betätigt sich als Putzteufel. Die meiste Zeit geht dabei für die beiden Badezimmer auf, denn ihre Lieben halten recht wenig von Ordnung an solchen Orten. Immer liegt alles durcheinander, Cremedosen stehen offen an den unmöglichsten Plätzen herum, die Spiegel sind verschmiert, und die Handtücher weisen Spuren von Lippenstift auf. Am wenigsten Zeit muß sie für ihr eigenes Zimmer aufwenden. Ein bißchen Staubwischen, Saugen, und schon sieht alles wieder sauber aus.

Toni

Wir sind schon ein komischer Haufen: Drei Frauen, drei Generationen und keine dazugehörenden Männer. Meiner hat mich bereits 1969, kurz nach der Geburt von Hanna, verlassen. Er will sich in seinem Leben nicht einschränken lassen, hat er damals behauptet. Wahrscheinlich ist ihm nur die nächtliche Ruhestörung durch Hanna auf die Nerven gegangen. Er hat sich sehr bald danach nach Kanada abgesetzt und

nie wieder etwas von sich hören lassen. Und ich bin dagestanden mit einem Kleinkind, für das ich zu sorgen hatte. Klarerweise keine Spur von Alimenten. Gott sei Dank bin ich damals als Buchhalterin in einer großen Steuerberatungsfirma nicht vor dem Nichts gestanden. Damals hat gerade die Kreisky-Zeit begonnen. Da ich 1946 geboren bin, sagt die Hanna immer, sind wir drei stellvertretend für die wesentlichsten Abschnitte in der Geschichte der Zweiten Republik. Sie muß es ja wissen, die Frau Doktor, schließlich hat sie auf der Uni Geschichte studiert.

Leicht war es allerdings nicht. Für Hanna und für mich. Immer bin ich in allerletzter Minute ins Büro gekommen, weil ich sie anfangs in den Kindergarten bringen mußte und dann, als sie bereits in die Schule gegangen ist, gleichzeitig mit ihr weggehen wollte. Und jedes Mal hat es mir das Herz zerrissen, daß ich sie so zeitlich aus dem Haus jagen mußte. Vom Weinen bei meinem Weggehen vom Kindergarten nicht zu sprechen. Aber Hanna war tapfer, sie hat sehr bald eingesehen, daß wir nur auf uns selber angewiesen waren: Sie hat ganz allein, ohne meine Mithilfe, die Mittelschule geschafft und anschließend sofort mit ihrem Geschichtestudium begonnen.

Geschichte hat sie schon immer interessiert. Bereits als Mittelschülerin hat sie mich mit Fragen gelöchert. Wie denn das mit den Besatzungstruppen gewesen ist, wie ich die Zeit bis zum Staatsvertrag erlebt hab'? Ununterbrochen! Ganz besonders interessiert hat sie die Zeit, in die sie selber hineingeboren worden ist: Der Aufschwung unter Kreisky, die langsame Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung.

Ihr Interesse an Zeitgeschichte hat sie sogar in einem entsprechenden Thema für ihre Dissertation verwirklicht. Noch heut' rennt sie zu jedem einschlägigen Vortrag auf die Uni. Wie eine Besessene sitzt sie viele Abende in ihrem Zimmer, das mit Büchern vollgerammelt ist, und liest bis tief in die Nacht hinein.

Nur mit Männern hat sie kein Glück gehabt. Es tut mir immer noch leid um den einen Kollegen von der Uni, den sie ein paar Abende angeschleppt hat. Der war eigentlich ganz nett, aber sie hat behauptet,

er passe überhaupt nicht zu ihr, weil er vollkommen verschiedene politische Ansichten habe wie sie. Ein bißchen war sie schon immer eine Gefühlsstalinistin, meinte Hanna. Der Mann, der ihr schließlich den Kopf verdrehte und noch dazu geschwängert hat, erwies sich ziemlich rasch als richtiger Filou. Ich will gar nicht wissen, mit wie vielen Frauen er gleichzeitig ein Verhältnis gehabt hat. Noch jetzt, glaube ich, zahlt er Alimente für einige seiner unzähligen unehelichen Kinder. Und ausgerechnet auf den ist meine Hanna hineingefallen! Jetzt lebt er, höre ich, total verarmt und heruntergekommen in einer winzigen Wohnung in einem Außenbezirk, weil man ihm alle Einkünfte bis auf das Existenzminimum pfändet. Na ja.

Tatsache ist, daß sich die Hanna plötzlich in der gleichen Situation befunden hat wie ich seinerzeit, mit dem Unterschied allerdings, daß wir zu zweit waren und uns gemeinsam um Laura kümmern konnten. Als Mittelschullehrerin hat die Hanna natürlich bereits am Nachmittag Zeit für sie gehabt. Finanzielle Schwierigkeiten haben wir damals, Gott sei Dank, eigentlich keine gehabt, denn ich war in der Zwischenzeit zur Prokuristin avanciert und bezog ein recht anständiges Gehalt.

Ein sonderbares Gefühl ist es allerdings schon gewesen, mit dem Kinderwagen herumzuspazieren, schließlich war ich zu der Zeit knapp vierzig, also in einem Alter, in dem heutzutage Frauen noch Kinder bekommen. Im Park haben mich alle für Lauras Mutter gehalten. Keiner wollte mir glauben, daß ich bloß die Großmutter bin. Ein bißchen bin ich mir ohnedies wie eine zweite Mutter vorgekommen. Witzig war es anfangs in der Mittelschule, denn teilweise konnten Hanna und ich uns wegen unseres gleichen Familiennamens – ein unseliges Angelegen an meinen davongelaufenen Mann – bei Sprechtagen aufteilen.

Jetzt sind wir halt drei Frauen, die zusammen wohnen. Laura ist erwachsen und kann über ihr Leben selber bestimmen. Wir haben uns zum Glück genügend Freiräume geschaffen, um uns nicht pausenlos gegenseitig auf die Nerven zu gehen.

Manches Mal kann die Laura echt unwerfend sein. Als ich unlängst gerade aus der Dusche gestiegen bin, ist sie ins Badezimmer gestürmt, weil ich wieder einmal vergessen hatte zuzusperren. Zunächst hat sie mich, die ich da nackt vor ihr gestanden bin, für einen Moment entgeistert angeschaut, aber dann meinte sie trocken: „Alle Achtung, Toni, wäre ich ein Mann, würde ich dich sofort aufs Kreuz legen.“ Zu meiner Überraschung begann sie, sich auszuziehen, nahm mich bei der Hand und zerrte mich vor den großen Badezimmerspiegel.

„Also bitte, schau mich an! Kannst du mir nicht ein bißchen was von deinem Busen geben?“

Gegenüber meinem Vorbau ist der ihre verschwindend klein, mußte ich zugeben, halt so ein bißchen unter den Nippeln. Dafür hat sie zwischen den Beinen einen richtigen Urwald, während sich bei mir dort gerade ein bißchen Moos befindet. Es war verrückt: Da sind wir beide, Großmutter und Enkelin, nackt vor dem Spiegel gestanden und haben uns verwundert gegenseitig prüfend angeglotzt.

Schließlich habe ich zu ihr gesagt: „Also, wenn ich es mir so richtig überlege, dann schaust du ziemlich sexy aus. Ein aufregendes Hinterteil, und unter deinem Gestrüpp da unten gibt es sicherlich verborgene Schätze.“ Daraufhin hat sie gelacht, mich in dem Zustand, in dem wir gerade waren, umarmt und gemeint: „Du bist wirklich mein bester Kumpel, obwohl du eigentlich meine Oma bist und ich dich um deinen Busen beneide!“

Diese eigenartige Szene hat bewirkt, daß wir uns seitdem gegenseitig als Frauen betrachten und weniger als Verwandte. Eigentlich bin ich stolz auf sie, denn so ganz selbstverständlich ist es wieder nicht, sich hüllenlos anderen Familienmitgliedern, noch dazu der eigenen Großmutter, zu zeigen. Jedenfalls haben wir jetzt eine vollkommen neue Beziehung zueinander.

Eigentlich ist die Hanna die Fescheste von uns. Man sieht ihr überhaupt nicht an, daß sie die Vierzig bereits überschritten hat. Sie hat eine tolle Figur. Und einen Pullover kann sie so richtig ausfüllen. Arme

Laura! Jeden Tag sieht sie uns zwei vollbusige Weiber! Ich habe mir schon des öfteren beim Wäschezusammenlegen gedacht, daß sie sich einen Busenhalter nur pro forma umhängt. Allerdings habe ich bis dahin geglaubt, das ist so, weil sie noch ein Kind ist.

Hanna

Das ewige Einkaufen geht mir schwer auf die Nerven. Wenn ich etwas nicht bekomme, dann heißt es sofort, wahrscheinlich hast du nicht richtig geschaut. Ich steh' wie ein Trottel vor den Regalen, aber das Zeug, das auf dem Einkaufszettel steht, genau das finde ich nicht. Und Personal zum Befragen, finde ich in der Regel auch nicht. Bad luck, da muß die Toni halt selber gehen, wenn sie so ausgefallene Wünsche hat. Ich hab' keinerlei exotische Ansprüche, was das Essen betrifft, Hauptsache, es ist irgend etwas da. Allerdings bin ich zugegebenermaßen eine ziemlich schlechte Köchin, vielleicht auch deswegen, weil die Toni sich nie Zeit genommen hat, es mir beizubringen. Es war auch nicht möglich, denn gekocht hat sie erst, wenn ich bereits im Bett gelegen bin und geschlafen hab'. Es wäre sich auch nicht anders ausgegangen. Meistens kam sie erst kurz vor halb sieben aus dem Büro zurück, daher wurde am Abend immer das am Vortag zubereitete Essen aufgewärmt. Zuschauen beim Kochen, wie es andere Kinder konnten, hat es bei uns nicht gegeben. Jetzt hat sie Zeit zum Kochen. Wahrscheinlich überlegt sie sich genau deswegen immer so ausgefallene Menus. Mit Zutaten, die ich beim Einkaufen nicht finde

Wenn ich es mir so richtig überleg', dann geht es bei uns drei Frauen manches Mal schon recht merkwürdig zu. Da kann es schon gelegentlich passieren, daß zwei Männer sich plötzlich wenig bekleidet vor dem Klo treffen. Regel Nummer eins ist nämlich, Besucher gibt's nur im eigenen Zimmer. Das Wohnzimmer ist Tabu, außer wir bekommen Besuch, der uns alle betrifft, was allerdings eher selten ist.

Ich möcht' nur wissen, was sich die Laura denkt, wenn da eindeutige Geräusche aus Tonis Zimmer kommen. Irgendwie scheint meine Mutter ein halbes Leben an Zurückhaltung nachholen zu wollen. Zugegeben,

meistens sind es sehr nette Kerle, die sie zu sich einlädt. Manches Mal könnte einem glatt der Neid fressen, vor allem, wenn ich an meinen Langweiler denke, der sich nicht und nicht entschließen kann, seiner Frau zumindest unser Verhältnis einzugestehen. Er redet und redet, so lang jedenfalls, bis wir im Bett landen. Für ihn ist das natürlich eine sehr bequeme Lösung. Zu sehr stört es mich allerdings auch nicht, weil ich keinerlei weitergehende Bindung eingehen muß. Er könnte genauso gut über die Preise am Naschmarkt reden, um über die ersten, eher steifen Momente bei unseren Begegnungen hinwegzukommen.

Ich hätte mir schon längst einen anderen Freund zulegen sollen. Selbstverständlich genieße ich es, auf mich gerichtete Männerblicke zu spüren. Sogar mein Herr Direktor sieht vor allem bloß meinen Busen und nicht eine Kollegin vor sich

Ich bin schon neugierig, ob die Laura mehr Glück in ihren Beziehungen haben wird. Sie verkörpert einen ganz anderen Typ: Sie ist unheimlich schlank, um nicht zu sagen, fast ein wenig dürr, und nicht so vollbusig wie die Toni und ich.

Einen Freund scheint sie jedenfalls schon zu haben. Ich vermute, daß die beiden nicht nur miteinander lernen. Eine sehr ausgeglichene Kindheit hat sie garantiert gehabt, meine Laura, eine mit zwei Müttern, denn die Toni hat sich zumindest so viel um sie gekümmert wie ich. Vielleicht sogar ein bißchen mehr. Seit sie in Pension ist, hat sie offensichtlich genügend Zeit, mit Laura stundenlang zu quatschen. Ich muß mich ja gelegentlich auch für die Schule vorbereiten. Ich hab' leider nicht immer Zeit für sie.

Laura

Ich muß unbedingt die Mama bitten, mir bei der Matura-Fachbereichsarbeit zu helfen. So ganz sehe ich mich nicht hinaus. Da hab' ich auf ihr Anraten ein Thema zur Frauenemanzipation gewählt – natürlich liegt mir das sehr am Herzen und interessiert mich brennend –, aber mit der Flut an Literatur komme ich nicht zurecht.

Ich glaube, ich habe die Übersicht schon längst verloren. Und einen Text muß ich auch noch schreiben

Die in meiner Klasse gehen mir schwer auf den Geist, vor allem die Daphne, die pausenlos mit ihrem Vater prahlt: Mein Papa hat das gesagt, mein Papa hat das gemacht. Na und? Ich hab' meinen Vater nie kennengelernt. Ich möchte ihn auch nicht kennenlernen. Jedes Mal, wenn die in der Klasse mich fragen, was mein Vater ist, welchen Beruf er denn ausübe, dann sage ich: Mein Vater ist ein Arschloch, sowohl beruflich als auch privat.

Ein bißchen ist es schon schad, daß es in unserer Familie keinen Mann gibt. Tonis Bekanntschaften sind stets nur vorübergehend, und der Bekannte meiner Mutter ist ein langweiliges Arschloch. Es scheint sie nicht zu stören, daß er verheiratet ist und zwei halbwüchsige Kinder hat. Wahrscheinlich treffen sich die beiden ohnehin nur, um gelegentlich miteinander zu schlafen. Ich versteh' nicht, wieso das der Mama genügt. Sie ist doch zumindest so fesch wie die Toni, nur halt sehr zurückhaltend, ja, fast schüchtern. Die Oma dagegen ist umwerfend. Titten hat sie wie eine Dreißigjährige, und eine Figur wie eine Filmdiva. Ich wollte, ich hätte etwas davon geerbt. Ausgerechnet ich bin als einzige in dieser Familie flach wie ein Bügelbrett.

Eines freut mich schon, nämlich, daß ich selbst in Mathematik die beste Schülerin bin. Zwar sagen manche in der Klasse, das ist, weil meine Mutter eine Kollegin unserer Lehrer ist. Andere behaupten wieder, ich werde von ihr täglich für die Schule gedrillt. Wenn die wüßten, daß mir meine Mutter bisher nicht eine Minute helfen mußte, vielleicht würden sie dann ihr blödes Maul halten. Mich ekeln diese süß gezwitscherten, böartigen Verleumdungen entsetzlich an. Ich freu' mich schon, die Schule endlich hinter mich gebracht zu haben.

Und was soll ich studieren? Auch Geschichte wie die Mama?

Zwei Frauen



Stehende Frau, Terra cotta, Zypern, 1900–1600 v.u.Z.



Edelstein und Edelsteinchen

Trinkgefäß, Bronze, Hellenistisch,
Detail, 4.-3. Jahrhundert v.u.Z.

Ein merkwürdiges Paar waren sie schon, die beiden kleinen Mäderl, die die Lehrerin in der ersten Volksschulklasse mit der Bemerkung: Das ist meine Edelsteinreihe, an einen Tisch setzte, nur weil sie Rubina und Saphira hießen.

Rubina, für ihr Alter sehr groß und kräftig, schickte sofort ein Zeichen der Freundschaft an ihre Nachbarin: „Hallo, Edelsteinchen“, denn Saphira war eindeutig die Allerkleinste in der Klasse, ein sehr zartes, graziles Mäderl mit kurzem, stark gelockten Haaren.

„Nur du darfst Edelsteinchen zu mir sagen, weil ich nämlich Saphira heiße, denn mein Vater sagt auch immer Edelsteinchen zu mir. Ich werd’ dich dafür Edelstein nennen, denn schließlich bist du viel größer als ich, und außerdem hast du lange, blonde Haare, genau solche, wie ich sie mir immer schon gewünscht hab’.“

Und dabei blieb es. Edelstein und Edelsteinchen freundeten sich sehr an. Viel mehr noch: Rubina wachte über ihre kleine Freundin mit Argusaugen. Wie ein Leibwächter stand sie immer hinter oder neben ihr, damit die anderen in der Klasse sich nicht ihr Mütchen an der Kleinen kühlen konnten. Die versuchten es zum Teil erst gar

nicht, denn sich mit Rubina anzulegen hieß, blaue Flecken und gelegentlich sogar kräftige Watschen zu kassieren.

Die beiden Freundinnen waren schlicht unzertrennbar. Sehr bald nach Schulbeginn löcherten sie ihre Eltern mit der Bitte, das Wochenende abwechselnd bei der jeweils anderen verbringen zu dürfen. Nach anfangs zögernder Gewährung schlief Rubina eben die Nacht vom Samstag auf den Sonntag ein Mal in Saphiras Bett, das andere Mal Saphira bei Rubina. Die Eltern der beiden hatten sich in der Zwischenzeit ebenfalls angefreundet, eine Freundschaft, die andauerte, selbst als die beiden Töchter bereits erwachsen waren. Im Prinzip gab es nur die Regel, daß ab einem bestimmten Zeitpunkt das Licht abzdrehen war, aber unter der Decke versteckt, tuschelten sie miteinander noch für eine geraume Weile, solange jedenfalls, bis eine von ihnen endlich einschlief.

Die Attraktion in Saphiras Zimmer war eindeutig deren umfangreiche Kollektion von Stoff- und Plüschtieren, denen sie die abenteuerlichsten Namen gaben: Der Plüschesel hieß zum Beispiel Kladderbusch, der Teddybär Herr Irtzinger. Bei Rubina gab es dagegen ein richtiges Kasperltheater mit einem Vorhang und auswechselbaren Kullissen. Selbstverständlich hatte der Kasperl immer die Hauptrolle zu übernehmen, aber auch die anderen Puppen, der Petzi, die Großmutter und vor allem das Krokodil Dagobert standen stets zur Verfügung. Manches Mal durften Rubinas jüngere Brüder zuschauen, aber wirklich nur manches Mal, denn meistens ließen sie, ohne lästiges Publikum gemeinsam hinter der Kasperlbude stehend, den Kasperl immer neue Abenteuer erleben. Unabhängig vom Ort war jedenfalls das Kuscheln unter der Decke, an dem Herr Irtzinger immer teilnehmen durfte, für beide am allerschönsten.

„Jetzt schlaf endlich, Edelsteinchen“, versuchte Rubina in der Regel die quirlige Saphira einzubremsen. „Aber erst, wenn Frau Edelstein ebenfalls zu schlafen geruht“, lautete dann die gewohnte Antwort. Gelegentlich lachten sie so laut, daß die Eltern hereinkamen und unter

Androhung des Einstellens der gegenseitigen Wochenendbesuche das sofortige Einschlafen einforderten.

Rubina und Saphira blieben beste Freundinnen durch die gesamte Mittelschulzeit, natürlich mit Rubina weiterhin als Beschützerin ihrer Freundin, der ständig Kleinsten in der Klasse. Mit der Zeit hatten die Puppen und Stofftiere selbstverständlich ihre Bedeutung verloren, das Flüstern unter der Decke gehörte allerdings nach wie vor zum Vergnügen des Übernachtens bei der jeweils anderen.

Mit großem Interesse wurde das gegenseitige Erwachsenwerden beobachtet: Saphira bewunderte für eine Zeitlang die langsam wachsenden Brüste ihrer Freundin, solange jedenfalls, bis auch sie beginnende Schwellungen herzeigen konnte. Da sie nie Scheu vor einander gehabt hatten, erschien es ihnen ganz natürlich, die körperlichen Veränderungen bei der jeweils anderen zu verfolgen. Entsprechend ihrer Körpergröße war bei Rubina halt alles wesentlich kräftiger entwickelt, während Saphiras äußere Formen sich ihrer Zierlichkeit anzupassen schienen.

Erst nach der Matura, als sie beide die Universität besuchten, begannen sich ihre Wege langsam zu trennen, vor allem auch, weil sie sehr verschiedene Studien belegt hatten, nämlich Rubina Jus und Saphira Medizin. Man traf sich immer noch manches Mal am Wochenende, nunmehr gemeinsam mit dem jeweiligen Freund, die Innigkeit ihrer Beziehung zu einander jedoch hatte notgedrungen anderen Prioritäten zu weichen. Saphiras Wochenenddienste als Spitalsärztin bedingten schließlich eine weitere Entfremdung, da sehr oft gemeinsame Freizeit sich als schwer organisierbar erwies. Rubina war die Erste, die heiratete und sich sehr bald von ihrem Beruf und ihren Kindern vollkommen in Beschlag genommen sah.

Saphira folgte ihr ziemlich genau ein Jahr später. Sie besuchten sich gegenseitig nur mehr gelegentlich mit Mann und Kindern, die ihrerseits sich offensichtlich bestens miteinander angefreundet hatten, allerdings nicht mit jener Intensität, mit der Rubina und Saphira ihre Kindheit

und erste Jugend erlebt hatten. Nach etlichen Jahren bezeugten nur noch Weihnachtskarten von der ehemals innigen Freundschaft.

Viele Jahre später stand Saphira im Foyer eines Theaters, als sie plötzlich ihre Jugendfreundin unter den auf den Einlaß Wartenden entdeckte. „Das ist doch die Rubina! Mit grauen Haaren!“, erschrak sie, während sie sich den Weg zu ihr durchkämpfte.

Die spontane Umarmung schien Jahrzehnte des Nichtsehens in Sekundenschnelle wegzublasen. „Edelsteinchen, mein Edelsteinchen“, freute sich Rubina, über das ganze Gesicht strahlend. „Was für ein Zufall, dich hier zu treffen. Wir müssen unbedingt nach der Vorstellung miteinander in ein Kaffeehaus gehen, um endlich wieder einmal tratschen zu können Wenn du willst, dann können wir auch sofort gehen. Es steht ohnehin nur eine Abonnementvorstellung auf dem Programm, die mich nicht besonders interessiert. Was meinst du?“ – „Na, dann gehen wir lieber gleich“, antwortete Saphira, ohne lange zu zögern: „Zufälle, wie gerade jetzt, muß man unbedingt ausnützen.“

Sie saßen bis Mitternacht in einem Café, denn es gab soviel zu erzählen. Und weil die Zeit dafür nicht ausreichte, trafen sie sich bereits am nächsten Tag wieder und schließlich jeden zweiten Tag am Nachmittag, um gemeinsam bei einem Tee verlorene Jahrzehnte nachzuholen.

Es stellte sich heraus, daß beide derzeit allein lebten, Saphira noch immer im Stadtzentrum, in der riesigen Wohnung ihrer Eltern. Rubina berichtete, daß ihr Mann sich nach 30 Jahren Ehe scheiden hatte lassen, um seinem Johannistrieb folgend mit einer wesentlich jüngeren Frau zusammenleben zu können. Ihre beiden Kinder hätten bereits selbst Familien, sie würden bloß gelegentlich vorbeischaun, um zu kontrollieren, ob alles in Ordnung sei.

Beruflich sei es ihr allerdings sehr gut ergangen, fügte sie hinzu, denn sie habe in den letzten Jahren sehr erfolgreich eine gutgehende Rechtsanwaltskanzlei betrieben, in der sie nach wie vor kleinere Auf-

träge übernehme und daher jetzt in der Lage sei, das Leben einer wohlstuierten Fastpensionistin zu führen.

Saphira hatte im Grund genommen sehr ähnliches über sich zu erzählen. Ihr Mann, vertraute sie Rubina an, sei schon vor einigen Jahren an den Folgen eines Herzinfalles verstorben. Als Primaria einer großen gynäkologischen Abteilung sei sie erst unlängst pensioniert worden und daher jetzt ebenfalls mit keinerlei Verpflichtungen belastet. Die vielen Details, insbesondere die Kinder und Enkelkinder betreffend, die es mitzuteilen galt, schienen fast kein Ende zu nehmen.

An einem der bereits kanonisch gewordenen Nachmittage im Kaffeehaus meinte Saphira plötzlich: „Sag einmal, Edelstein, willst du nicht, statt alleine zu Hause herumzusitzen, kommenden Samstag zu mir kommen? Ich koche etwas Besonderes für uns, wir machen eine Flasche Wein auf und können ungestört beliebig lange miteinander reden.“

An dem bewußten Samstag verflog die Zeit im Nu, aus einer Flasche Wein wurden schließlich fast zwei. „Edelstein, so lass’ ich dich nicht in dein Auto einsteigen“, ermahnte Saphira ihre Freundin, als sich diese verabschieden wollte, „das wäre unverantwortlich von mir. Und von dir erst recht! Du kannst im Zimmer meines Sohnes übernachten, dort ist stets alles für etwaige Gäste vorbereitet. Keine Sorge, wir werden schon ein passendes Nachthemd für dich unter den Sachen meiner Tochter finden, die sich seit Jahren beharrlich weigert, endlich ihren Kasten auszuräumen.“

„Einverstanden, Edelsteinchen, es ist mir auch nicht ganz geheuer, nach fast einer ganzen Flasche Wein in mein Auto zu steigen. Allerdings hab’ ich eine Bedingung, daß du nämlich nächstes Wochenende zu mir kommst. Meine Wohnung ist fast so groß wie deine. Und leerstehende ehemalige Kinderzimmer gibt’s auch bei mir.“

Die folgenden Wochenenden besuchten sie sich gegenseitig, immer versorgt durch ein sorgsam vorbereitetes Abendessen, gefolgt von einem gemütlichen, sonntäglichen Frühstück. „Ich bin so froh, daß wir uns zufällig im Theater getroffen haben“, gestand Rubina, wohlwissend,

daß ihre Freundin ohnehin der selben Ansicht war. „Jetzt können wir, ohne krampfhaft irgendwelche Freunde zum Mitgehen einzuladen – wie seinerzeit – vieles gemeinsam machen: In ein Theater oder ins Kino gehen, oder aber auch Konzerte und Ausstellungen besuchen.“

Monate später, während einer Sommernacht, die Rubina in Saphiras Gästezimmer verbrachte, tobte weit nach Mitternacht ein Unwetter über der Stadt. Saphira wachte auf, weil Rubina plötzlich neben ihrem Bett stand. „Darf ich zu dir kriechen, ich fürchte mich nämlich so vor den Blitzen“, stammelte Rubina, hob die Bettdecke auf und schmiegte sich sofort wie ein Kind an Saphira. „Na, so was, mein großer Edelstein ist ein Angsthase“, belächelte diese ihre Freundin, die offensichtlich wieder eingeschlafen war. „Jetzt liegen wir wieder unter einer Bettdecke, genauso wie vor Jahrzehnten“, dachtete sie sich und streichelte ganz sanft über Rubinas grau gewordene Haare. „Wir sind beide alt geworden. Das Leben mit Familie, mit Kindern, haben wir bereits hinter uns gebracht. Es ist fast so, als ob wir, wie damals in der ersten Klasse, wieder von vorne anfangen müssen.“

Als sie in der Früh aufwachte, hatte sie das Gefühl, daß Rubina sie bereits eine Weile still angeschaut hatte. „Sag einmal, Edelsteinchen, wie kommt es, daß deine Haare noch immer natürlich schwarz sind, während ich bereits grau wie eine Greisin bin? Bist du jünger geworden in den letzten Jahren?“

„Beneidest du mich jetzt um meine Haare, die keinerlei Anzeichen an den Tag legen, zu ergrauen? Wohlwissend, daß ich dich als Kind jahrelang um deine langen, blonden Haare beneidet hab’? Das ist halt jetzt ein kleiner Ausgleich für meinen seinerzeitigen sehnlichsten Wunsch.“

Das Gewitter hatte offensichtlich bewirkt, daß zwischen den beiden sich wie selbstverständlich die alte Vertrautheit eingestellt hatte. Mehr noch, sie befanden es als unvernünftig, als Alleinstehende zwei große Wohnungen zu betreiben. Im Herbst desselben Jahres vermietete schließlich Rubina ihre Wohnung und zog in Saphiras Gästezimmer

ein. Das ehemalige, nun leerstehende Zimmer von Saphiras Tochter nahm sie ebenfalls in Beschlag. „Wenn man älter wird“, erklärte sie, „dann hat man einfach mehr lebenswichtige Dinge bzw. bildet sich ein, diese unbedingt zu benötigen. Du hast ohnehin ein riesiges Arbeitszimmer zur Verfügung, das, wenn ich mich richtig erinnere, bereits dein Vater als solches benutzt hat. Ein bißchen für die Kanzlei arbeiten möcht’ ich schon noch, nicht all zu viel, aber dazu brauch’ ich natürlich einen entsprechenden Arbeitsplatz. Ich bin sicher, wir werden uns nicht gegenseitig auf die Nerven gehen. Wir können uns ja von Zeit zu Zeit, sollte es notwendig sein, in unsere Zimmer zurückziehen. Langweilig wird uns sicherlich nicht werden.“

Sowohl Rubinas als auch Saphiras Kinder waren von der neuen Situation restlos begeistert, denn jetzt können die beiden Alten, wie sie die beiden untereinander nannten, gegenseitig auf sich aufpassen und Sorgen wegen des Alleinlebens würden damit gegenstandslos werden.

Nach einiger Zeit des Zusammenlebens in Saphiras Wohnung beschlossen sie sogar, das riesige Ehebett im bis dahin unbenützt gebliebenen Schlafzimmer gemeinsam zu verwenden, allerdings ausgerüstet mit separaten Decken, um keinerlei Störungen durch wiederholtes Umdrehen in eine Richtung aufkommen zu lassen. Seitdem lebten sie in vollster Eintracht zusammen, wie zwei der Gestalt nach sehr verschiedene Schwestern. Es war einfach schön, vor dem Einschlafen „Schlaf gut, Edelsteinchen!“ zu sagen und ein „du auch, Edelstein!“ zu hören.

„Erinnerst du dich noch an meinen Teddybären, an den Herrn Irtzinger?“, erkundigte sich eines Tages Saphira vorsichtig bei Rubina. „Ich hab’ ihn aufgehoben. Darf er wie seinerzeit zwischen uns schlafen?“

Eine Frau



Gislebertus, *La Tentation d'Ève*, Detail, Cathédrale Saint-Lazare d'Autun, Département Saône-et-Loire, 12. Jahrhundert



Tempelhupfen

Fußwaschung, Ste-Trinité d'Anzy-le-Duc, Département Saône-et-Loire, 11. Jahrhundert

Jeden Tag zähle ich nach dem Aufstehn die Altersflecke auf meinen Handrücken. Sind es wirklich die selben Hände, die seinerzeit mit einem in der Schule gestohlenen Stück Kreide Felder zum Tempelhupfen auf den Asphalt im Hof gezeichnet haben? Erde, Hölle und Himmel? Und jeden Tag atme ich auf, wenn es nicht mehr geworden sind. Der Fleck da oben, unterhalb des rechten Zeigefingers, der erzählt mir die Geschichten von damals, von mir als Kind. Mit beiden Füßen im Feld Erde beginnen, dann zweimal auf einem Bein hüpfen, und schon rückt man der Hölle oder dem Himmel näher. Noch einmal mit einem Bein hüpfen, und man konnte den Sprung in den Himmel wagen. Nach einer anderen Anordnung mußte ein flacher Stein in ein bestimmtes Feld geworfen werden, in das gehüpft werden sollte. Die Rosi von der Nachbarstiege und ich hatten jede Menge von Regeln und Geboten, wie das Tempelhupfen vor sich zu gehen habe.

Den Hof in unserem Bau empfanden wir als eine Oase in einer feindlichen Umgebung. Feindlich, weil gelegentlich eine Bubenbande aus dem anschließenden Hof auftauchte und uns Mädchen an den

Haaren riß und herumstieß. Manches Mal kassierten wir auch blaue Flecke, die uns heilige Rache für die entstandene Schmach schwören ließen. Wir wußten, zum Beispiel, nur zu gut, daß in einem Eck des anderen Hofes eine Reihe von Koloniakübeln stand. Sehr zum Ärgernis der Hausmeisterin benutzte die Bande dieses Eck fast täglich zum Pinkeln.

Gelegentlich hintüber in den anderen Hof schleichend, wagten wir, uns bei den Kübeln hinzuhockerln und den Dingen freien Lauf zu lassen. Begeistert schauten wir dann auf das kleine Bächlein, das sich langsam über den Asphalt ausbreitete, wohlwissend, daß die entstandene Schweinerei der Bubenbande in die Schuhe geschoben und vielleicht sogar elterliche Watschen hervorrufen würde.

Die Rosi hatte eine Springschnur, die wir mit einem Ende an einer Bank befestigten, und schon konnten wir abwechselnd über die Schnur springen. Tap, tap, klapperten unsere Sandalen, tap, tap. Die Bank war Teil der Hofausstattung, genauso wie die Klopfstange, an der täglich Teppiche mit einem Pracker ausgeklopft wurden. An dieser Klopfstange hingen wir oft wie kleine Säcke, weil unsere dünnen Ärmchen nicht kräftig genug waren, uns hinaufzuziehen.

Manches Mal saßen wir auch nur auf der Bank und erzählten uns flüsternd Greuelgeschichten. Über die Frau Pospischil auf unserer Stiege zum Beispiel, weil die einen ganz dicken Hals gehabt hat, der schwammig herunterhing, oder über Rosis Nachbarn, den Herrn Gstettner und seine Beinprothese. Er soll sein Bein gleich zu Beginn des Krieges verloren haben, behauptete die Rosi. Manche Mitbewohner sind ihm, dem ehemaligen Blockwart, immer noch ängstlich aus dem Weg gegangen, vor allem, wenn er wieder einmal besoffen im Stiegenhaus randaliert hat. Die Angst vor einem Blockwart schien sich selbst Jahre nach Kriegsschluß fortzusetzen.

Und es gruselte uns gewaltig vor den Kesselflickern und Messerschleifern, die es seinerzeit noch gegeben hat. Die sollen kleine Mädchen verschleppen und fürchterlich mißhandeln, hieß es. Ich weiß bis heute nicht, wer uns diesen Bären aufgebunden hat. Wahrscheinlich

jene kinderlose Mitbewohnerin, die des öfteren neidisch unser fröhliches Treiben beobachtet hat.

Eigentlich ist dieser Altersfleck mein Lieblingsfleck, da er mich immer in eine unbeschwerte Zeit zurückführt. Leider sind Rosis Eltern und mit ihnen Rosi später in einen anderen Bezirk übersiedelt. Meine Erinnerungen an sie beschränken sich daher im wesentlichen auf das Tempelhupfen und das Schnurspringen.

Der Altersfleck in der Mitte meines rechten Handrückens erinnert mich an meine ersten Schuljahre, an den Beginn meiner Volksschulzeit. Ich sehe immer noch die alten Tische und Bänke vor mir. Die Tische hatten an der Vorderseite eine Rille und ein vorgefertigtes Loch für ein Tintenfaß. Es war gar nicht so einfach mit einem Federstiel zu schreiben und den auch in jene Rille zu legen, wie uns aufgetragen wurde. Zu oft patzte die Feder, und man mußte vorsichtig mit einer Ecke des Löschpapiers einen solchen Batzen aufsaugen, um einen noch größeren Batzen zu vermeiden. Ich sehe das lackierte Streifenmuster meines Federstiels noch heute vor mir . . . Immer wieder wurde kontrolliert, ob wir ja keinen „Faulenzer“, wie wir einen Linienspiegel nannten, verwenden, da wir sonst nie gerade in einer Zeile schreiben lernen würden.

Die Tische und Bänke hatten offensichtlich bereits viele Generationen von Kindern vor uns benutzt: Tintenflecke, mit Taschenmessern eingeschnittene Kerben und altersbedingter Dreck gehörten zu den gängigen Verzierungen. In der Klasse selbst stand ein Gußeisen-Ofen, ein sogenanntes Kanonenöferl, die Wände waren kahl, lediglich ein Kreuz befand sich oberhalb der Tafel und, wie eine gefährliche Warnung, ein Photo, vermutlich eines des Bürgermeisters, hinter dem Lehrertisch. Zu Beginn des Unterrichts hatten alle zu beten, egal ob katholisch oder nicht. Auf vorhandene Minderheiten wurde keine Rücksicht genommen.

Unmittelbar neben diesem Altersfleck verweist ein weiterer mich an die sommerlichen Ferienzeiten, die manches Mal ewig zu dauern

schielen. Die Straßen dampften vor Hitze, an manchen Tagen wurde der Asphalt so weich, daß man mit einer Zehe ein Loch hineinbohren konnte. Selbst die Bubenbande erwies sich in den Ferien als etwas aufgeschlossener, auch deswegen, weil ich gut im Laufen war und im Sommer immer abgelegte kurze Hosen meines älteren Bruders anhatte. Ich sah wie ein Bub aus, denn lange Haare durfte ich leider nie haben, so sehr ich mir das auch wünschte. Lange Haare seien unpraktisch, behauptete meine Mutter immer, und lästig beim Waschen.

Beliebt war bei uns Kindern, Leute im Kellerabgang zu erschrecken. Ganz still sind wir dort in einem Eck gehockerlt und haben auf unsere Opfer gewartet. Sobald der dem Stiegenaufgang Nächste flüsterte: „Kocks, da kommt wer“, haben wir uns ganz an die Wand gedrückt. Mitunter ließ zu unserer Freude unser Opfer vor Schreck ein Flasche oder ein Marmeladeglas fallen. Wenn man sich dann nicht schnell genug vorbeidrücken konnte, hat es mitunter Watschen gegeben. Klarerweise sind derart geglückte Streiche noch tagelang unser Gespräch gewesen.

Der Altersfleck hier erinnert mich an eine ganz andere Zeit, als wir nämlich alle in der Pubertät steckten und sich Buben und Mädchen wieder für ein paar Jahre entfremdeten. Selbstverständlich war das auch in unserer Ferienbande der Fall, jedoch nur teilweise. Die Bande hatte sich nämlich in zwei Teile gespalten, wobei nur ein Teil, der weit- aus kleinere, mich nach wie vor akzeptierte, vermutlich um zu erfahren, was denn so Besonderes an Mädchen dran sei. Daß wir nicht im Stehen pinkeln und im Kreis herumpischen konnten, war allen klar, der Rest verblieb allerdings ein ungelüftetes Geheimnis.

Ich erinnere mich noch genau – ich muß damals ungefähr 13 Jahre alt gewesen sein – als mich einmal einer von ihnen fragte, ob ich auch schon so einen Busen wie seine ältere Schwester habe. Natürlich, hab’ ich ganz voller Stolz erwidert. Daraufhin hat er eine Hand auf meine Brust gelegt und dann ganz enttäuscht gemeint: „Aber die ist ja ganz weich. Ich hab’ geglaubt, Dutteln sind hart und spitz.“ – „Tut mir

leid“, hab’ ich ihm geantwortet, „aber so ist es garantiert bei allen Frauen und daher auch bei deiner Schwester.“

Ich erinnere mich deswegen so genau an diese kurze Szene, weil es das erste Mal war, daß ein Fremder mich berührt hat. In den folgenden Sommerferien hat es ausschließlich nur mehr Mädchen um mich gegeben, aber geträumt hab’ ich noch des öfteren von jenen ersten Empfindungen, die ich damals verspürt hab’.

Der vierte Fleck auf meiner rechten Hand führt mich zurück in die Zeit meines Frühlingserwachens, läßt mich erneut Liebeshoffnungen und Enttäuschungen verspüren und an Liebhaber denken, die sich noch immer gelegentlich in meine Träume verirren. Diese Träume möchte ich keinesfalls missen. Sie sind ein wesentlicher Teil meines Unterbewußtseins geworden.

Die Flecke auf meiner linken Hand sind größtenteils weniger erfreulich. Dieser da, zum Beispiel, erinnert mich an das Kind, das ich verloren hab’. Ich war das erste Mal nach unserer Hochzeit schwanger und hab’ mich auf das kommende Kind, auf das Lebewesen, das in meinem Bauch wuchs, gefreut. Zeiten von Niedergeschlagenheit folgten; das Gefühl, als Frau versagt zu haben. Trotz aller liebevollen Bemühungen meines Mannes bin ich damals in tiefe Depressionen verfallen. Soll ich es überhaupt riskieren, ein weiteres Mal schwanger zu werden? Habe ich mich, kaum 30 Jahre alt, damit abzufinden, kinderlos zu bleiben? Es hat dann doch noch funktioniert, und ich hab’ sowohl einen Sohn als auch eine Tochter auf die Welt gebracht.

Dem unbeschreiblichen Gefühl zum ersten Mal ein von mir geborenes Kind in Händen halten zu dürfen, hab’ ich meinem größten Fleck zugeordnet. Danach sind die Jahre einfach verflogen. Irgendwie sind mir meine Kinder langsam entglitten, haben eigene Familien gegründet, und unsere Leben, das meines Mannes und meines, sind im beruflichen Alltag aufgegangen. Es schien alles gleichförmig, ungebrochen dahinzugehen. An manche Jahre kann ich mich gar nicht mehr

erinnern, selbst wenn ich entsprechende Urlaubsphotos anschau, Photos von Orten, deren Namen ich vergessen hab'.

Ich hab' noch weitere Altersflecke auf meiner linken Hand. Einer von ihnen widerspiegelt den Schock, der sich einstellte, als mein von mir überaus geliebter Vater gestorben ist. Damals glaubte ich, einen wichtigen Teil meiner selbst verloren zu haben. Der Gedanke, geliebte Personen sterben zu sehen, schien mir vorher unvorstellbar zu sein. Als kurz darauf auch meine Mutter verstarb und ich die Wohnung meiner Eltern auflösen mußte, bin ich dort tagelang gesessen und hab' geweint. Nicht nur, weil es galt, Kleidungsstücke meiner Mutter oder meines Vaters herzugeben, sondern auch, weil ich plötzlich meine eigene Kindheit wiederentdeckt hab'. Die vielen Erinnerungsstücke, die die beiden von uns Kindern, von meinem Bruder und von mir, aufgehoben hatten, machten mir zum ersten Mal bewußt, wie sehr im Grunde genommen nebensächliche Dinge emotionale Inhalte haben können. Sogar meinen Federstiel habe ich in einer Lade gefunden. Ich bin davon überzeugt, daß er seit meiner Schulzeit nie wieder verwendet worden ist. Und dennoch: Für sie war es ein Stück jenes Kindes, das ihre Tochter einmal gewesen war. Blöderweise hab' ich ihn Jahre später in einem Anfall von Räumtsucht weggeworfen, nicht wissend, wie wichtig er mir einmal sein würde.

Leider blieb es nicht bei einem einzigen Erinnerungsfleck an Vergangenes, an Menschen, die ich noch immer vor mir sehen kann. Dieser Altersfleck da dient dem Andenken an meinen Mann, der vor ein paar Jahren plötzlich an einem Herzversagen verstorben ist. Nach seinem Tod allein geblieben, wurde ich eigentlich bloß immer nur älter. Meine Kinder hatten schon längst das Land verlassen, weil sie glaubten, in der Fremde bessere berufliche Bedingungen für sich und ihre Familien vorzufinden. Wie würde es ihnen ergehen, wenn sie einmal meine Wohnung auflösen müssen? Würden sie die selbe Art von Wehmut verspüren, wie ich seinerzeit in der Wohnung meiner Eltern?

Wie gesagt, jeden Tag in der Früh betracht' ich meine Handrücken und zähle die sich darauf befindlichen Altersflecke. Es sind bisher keine neuen dazugekommen, keine, die mir ein weiteres Stück Vergangenheit in Erinnerung rufen. Meine Hände sind alt geworden, und dennoch: Es sind die selben Hände, die seinerzeit mit Kreide Muster zum Tempelhupfen angefertigt haben: Erde, Hölle und Himmel.

Sechs Frauen im Halbkreis



Weiblicher Torso, Südosteuropa,
5000–3500 v.u.Z.



Susanna im Bade

Gefäßtragende Frau, Südost-
europa, 5000–3500 v.u.Z.

Nein, es soll hier nicht auf die Susanna im Bade, auf jenes berühmte Ölgemälde des Jacopo Robusti, genannt Tintoretto, eingegangen werden, das dieser um 1555 in Venedig gemalt hat und das eines der Glanzstücke des Wiener Kunsthistorischen Museums ist. Auch auf Susannas Geschichte in der Bibel, mit den beiden ihre Nacktheit während des Badens beglitzenden Alten, wird nicht Bezug genommen. Es ist viel banaler, alltäglicher. Vielleicht sollte man über Susanne Hofreiters Badezimmer mit dem raffinierten Spiegel überhaupt nicht sprechen.

Die Sache ist nämlich die, daß sich genau in jenem Eck, in dem der Waschtisch steht, übrigens genau gegenüber der Dusche, ein dreiteiliger Spiegel entsprechend dem Grundriß eines verzerrten halben Rechtecks befindet. Steht Susanne, eine recht aparte junge Frau, vor ihrem Spiegel, dann genügt bereits eine winzige Augenbewegung, um sich von drei Seiten her anschauen zu können. Und weil es so einfach ist, sich von links und rechts genauso gut wie von vorn zu betrachten, gehört das Posieren vor dem Spiegel nicht nur zu Susannes morgendlichem Vergnügen, sondern hat sich fast zu einer Sucht entwickelt. Verwendet sie außerdem einen Handspiegel, um zum Beispiel

die Frisur am Hinterkopf zu überprüfen, dann lachen ihr zumindest sechs Spiegelbilder entgegen: Sechs Mal Susanne, obgleich nur zu einer einzigen Person gehörend, jedoch als Imaginationen durchaus vorhanden. Klarerweise entgeht dem Spiegel nicht, wenn sie aus der Dusche steigt und er das Abtrocknen ihres Körpers überwacht: Einmal von links und dann wieder von rechts.

Vor allem nach dem Haarewaschen, einer der Steigerungen ihres täglichen Wohlfühls, findet der Handspiegel neue Begebenheiten vor. Das Handtuch zu einem Turban um ihren Kopf gewickelt, verhilft ihr der Handspiegel zu einer fast rituellen Inspektion ihres Rückens und dessen Verlängerung.

Schon faszinierend, denkt sie sich immer wieder, da steh' ich frisch aus der Dusche kommend und kann mehr oder weniger zeitgleich nicht nur meinen Bauch sehen, sondern auch meine rechte und linke Hüfte.

Was wäre, stellt sie sich immer wieder vor, wenn plötzlich – wie in einer Geschichte von Gogol oder Bulgakow – sich alle sechs Spiegelbilder als real vorhandene Personen erweisen? Zähl' ich dann überhaupt noch mit? Mit mir wären es dann sieben Frauen, die sich um meinen Waschtisch drängen. Ohne Handspiegel wären wir immer noch vier!

Gott sei Dank, beruhigt sie sich dann immer selber, Gott sei Dank, machen sich Spiegelbilder nie selbständig. Ich muß nur das Licht abdrehen und das Badezimmer verlassen, damit alle anderen Susannen verschwinden. Gut, daß meine Spiegelbilder nicht sprechen können, wenigstens bleiben mir deren boshafte Bemerkungen erspart.

Erst sobald sich Susanne sorgfältig angezogen hat, fühlt sie sich für den auf sie zukommenden Tag gewappnet: Alles ist wohlverpackt, selbst die Seitenspiegel drücken Zufriedenheit mit ihrem Äußeren aus.

Wie schon gesagt, eigentlich ist Susanne Hofreiters Bad nicht der Rede wert, hätte sie nicht diesen ausgefallenen Spiegel zur Verfügung: Die Seitenspiegel ersetzen die beiden Alten in Tintorettos Bild.

Fünf Frauen im Halbkreis



Säulenkapitell, Kloster S. Guilhelm-le Désert, ehemals im
Laguedoc-Roussilon gelegen, 12. Jahrhundert



Van Eycks Musikantinnen

Säulenkapitell, Cathédrale Saint-
Lazare d'Autun, Département
Saône-et-Loire, 12. Jahrhundert

Wenn Sie genau schauen, dann können Sie mich in der letzten Reihe stehen sehen. Vor mir, ganz vorn in der ersten Reihe, sitzt Angela Eins und spielt hingebungsvoll auf einer Orgel. Begleitet wird sie von Angela Zwei auf einer italienischen Harfe und von Angela Drei, die eine Viola da Gamba bedient. Angela Eins trägt ein farbenprächtiges Brokatkleid, die Kleider von Angela Zwei und Drei, ebenfalls aus Brokat, sind dagegen jeweils in Rot und Grün gehalten. Weil die drei uns, Angela Vier und mich, ziemlich verdecken, kann man nicht erkennen, daß wir ebenfalls mit Brokatkleidern ausgestattet sind, nur halt ein bißchen schlichter in der Aufmachung. Übrigens, Angela Vier hat lediglich die Aufgabe, ernst, aber bestimmt das Harfenspiel von Angela Zwei zu überwachen.

Ich muß Ihnen leider etwas gestehen: Es ist unheimlich langweilig, immer gleichförmig heiliger Musik zuzuhören. Meine Aufgabe ist ja nur, lieblich dreinzuschauen. Sie können sich hoffentlich vorstellen, daß einem dabei langsam das Gesicht einschläft. Da haben es unsere Freundinnen vom Chor schon leichter, den erstens dürfen sie sehr schö-

ne Kleider in Rot und Grün tragen, und zweitens haben sie wenigstens etwas zu tun. Eine in der allerletzten Reihe dürfte allerdings ähnliche Probleme haben wie ich und nicht ganz zufrieden sein mit ihrem Schicksal. Sie schaut stets gelangweilt in eine etwas andere Richtung wie der Rest des Chors.

Warum es insgesamt ausgerechnet dreizehn sein müssen, acht Engelfrauen links und fünf rechts, die Meister Jan van Eyck, gemeinsam mit seinem Bruder Hubert, als Teil seines schließlich in der Genter St. Bavo-Kathedrale aufgehängten Altarbildes gemalt hat, ist mir ein Rätsel, denn so heilig ist die Zahl dreizehn auch wieder nicht. Beim Letzten Abendmahl haben sich bekanntlich zwölf Apostel und ein Verräter, nämlich der Judas, also insgesamt dreizehn, zu einem Essen mit Unserem Herrn eingefunden. Außerdem besagt die Überlieferung, daß Erzvater Jakob mit seinen beiden Frauen insgesamt dreizehn Kinder zeugte, zwölf Söhne und eine Tochter namens Dinah. Ausgerechnet Dinah soll für die Anzahl von uns Engelfrauen ausschlaggebend gewesen sein? Da bin ich schon eher gewillt, an eine esoterische Richtung in der Summe $12 + 1$ zu glauben, gewissermaßen als eine Aufforderung, nach dem Erreichen der Zahl zwölf die Zeit weiter im Uhrzeigersinn zu verfolgen.

So ganz uninteressant ist es allerdings auch wieder nicht, eher unbedenkt in der letzten Reihe der Musikantinnen zu stehen, obwohl mir, wie schon gesagt, das ewige Halleluja ziemlich auf die Nerven geht. Direkt neben mir, leider von Meister van Eyck in das Nachbarpaneel verbannt, befindet sich nämlich Eva. Nackt, wie es sich gehört. Sie hat kleine Brüste und hält, den Bauch leicht nach vorn gewölbt, die linke Hand vorschriftsgemäß vor ihr Geschlecht. Ich hab' natürlich eine bessere Sicht auf sie als Sie von vorn, und ich kann sehr wohl durch den Haarbewuchs ihres Hügelchens sehen. Warum sie ausgerechnet diesen blöden roten Apfel in ihrer rechten Hand halten muß, ist mir schleierhaft, da es doch, so erzählt man sich zumindest unter uns Engeln, im Paradies wesentlich interessanteres Obst als verschrumpelte

norddeutsche Äpfelchen gegeben hat. Hätte es nicht zumindest ein Granatapfel sein können?

Vom ganz links stehenden Adam wenden sich übrigens meine singenden Freundinnen züchtig ab, obwohl er der Ordnung halber über ein Feigenblatt an der bewußten Stelle verfügt. War es eigentlich Absicht, daß sie etwas mehr zeigen darf als er? Um es gleich zu sagen: Mein Typ ist er nicht, der Adam! Ein unangenehmer Mensch!

Ja, ich gebe es zu: Ich finde Eva geradezu aufregend. Ich stell' mir beim Herumstehen des öfteren vor, zu ihr hinüberzugreifen, um wenigstens für einen Moment die Weichheit ihrer irdischen Haut zu verspüren

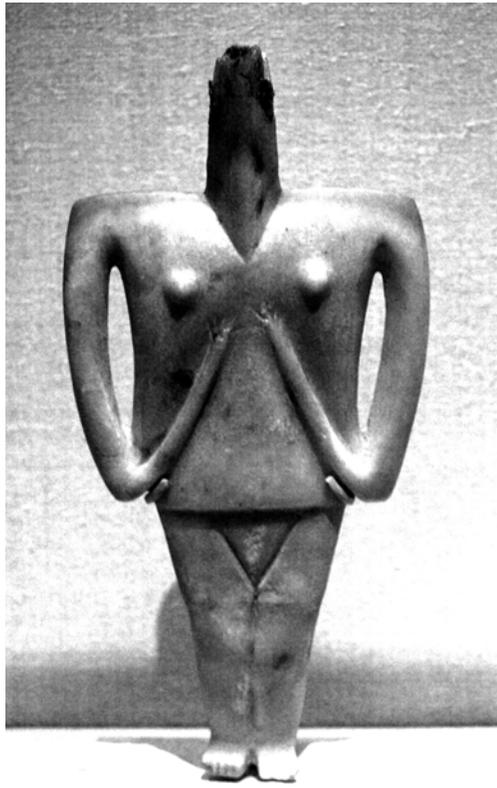
Wie? Ausgerechnet wir Engelfrauen sollen zu Enthaltbarkeit angehalten sein? Nur weil manche von Ihnen sich das so wünschen? Sind Sie wirklich der Meinung, wir singen und musizieren 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr? Ein bißchen Privatleben darf man selbst uns Engeldamen zugestehen!

Alles im allem sind wir jedoch wesentlich besser dran als die Maria, die rechts vom Chor auf ihrem Thron sitzt. Prächtig gekleidet ist sie schon, das muß man ihr neidlos lassen. Sie trägt ein leuchtend dunkelblaues Kleid mit passendem Umhang, beide verziert mit bunten Borten. Vermutlich soll die Farbe Blau ihre Unschuld, ihren jungfräulichen Zustand unterstreichen. Von Maria wird lediglich erwartet, ruhig zu sitzen und in einem Buch zu lesen, das, um dessen Heiligkeit zu betonen, sie mit einem grünen Tuch zu halten hat. Erstens paßt meines Erachtens das Grün des Tuchs nicht zu dem Blau ihres Kleides, und zweitens ist es schon eine Zumutung, immer die selbe Schwarte in der Hand halten zu müssen. Arme Maria! Niemand redet mit ihr, niemand schenkt ihr von Zeit zu Zeit ein Lächeln. Jeden Morgen werden ihre langen dunkelblonden Haare sorgfältig gebürstet, sie bekommt eine Krone aufgesetzt, das Buch in die Hand gedrückt, und auf geht's zu einem weiteren Tag langweiligen Herumsitzens. Dabei bin ich gar nicht sicher, ob sie überhaupt lesen kann, da doch den alten Gebräuchen

entsprechend Mädchen bzw. Frauen keinen Zugang zu Bildung hatten. Wir Engelfrauen können wenigstens miteinander scherzen, fröhlich sein, uns aneinanderschmiegen, sie dagegen hat in Einsamkeit zu verharren.

Also, wenn Sie uns das nächste Mal besuchen, um das Altarbild Meister van Eycks zu bewundern, dann schauen Sie, ob Sie mich unter den fünf Musikantinnen entdecken können. Ich steh', wie ich schon gesagt hab', eher im Hintergrund. Und bitte erzählen Sie nicht herum, daß wir Engeldamen ein unartiges Pack sind. Es ist überhaupt nicht lustig, Tag für Tag ausschließlich jungfräulich züchtig zu lächeln.

Vier Frauen im Halbkreis



Stehende Frau, zykladisch, 2700–2500 v.u.Z.



Der Erinnerungstetraeder

Hl. Maria Magdalena, Detail,
1500-1525 n.u.Z.

„Der bunte Tetraeder auf meinem Schreibtisch gefällt Ihnen offensichtlich“, meinte der sehr gepflegte ältere Mann jovial, den ich aufgesucht hatte, um ihn über seine Bekanntschaft mit jener berühmten Schriftstellerin zu befragen, über die ich ein kleines Essay zu schreiben beabsichtigte.

„Sehen Sie, der steht auf meinem Schreibtisch, um mir beim Erinnern zu helfen. Seine Seitenflächen sind rot, grün, blau und – zur Zeit nicht sichtbar – schwarz. Jedes Eck dieses Tetraeders soll mich an eine Frau erinnern, mit der ich einen Teil meines Lebens verbringen durfte. Sozusagen als sichtbares Zeichen meiner eigenen Vergangenheit.“

Das rot-grün-blaue Eck, das gerade jetzt die Spitze des Tetraeders bildet, führt mich zurück in die Zeit meiner allerersten Lebensgemeinschaft mit einer Frau, in eine Zeit, als wir beide, sie und ich, gerade so um die zwanzig Jahre alt waren. Beide waren wir voll der Erwartungen und Ansprüche an unser zukünftiges Leben. Sie sogar um einiges mehr als ich. Mit der Zeit klafften allerdings unsere Hoffnungen so weit auseinander, daß unsere Gemeinschaft daran scheiterte. Rückblickend

erinnert sie mich – um einen Vergleich zu verwenden – ein wenig an einen Stein mit scharfen Kanten. Die haben in der Folge – nachdem wir uns getrennt hatten – die Notwendigkeiten des Alltags gründlich abgeschliffen. Treffe ich sie jetzt gelegentlich auf der Straße, eigentlich immer nur zufällig, dann bemerke ich nichts mehr von ihrer ehemaligen Eckigkeit. Sie ist – um bei dem Vergleich mit Steinen zu bleiben – zu einem der vielen runden Steine geworden, die, ohne Unterschiede zu treffen, die Geröllmenge des Alltags mit sich schiebt. Und dennoch, die Jahre mit ihr nehmen einen ganz besonderen Platz in meinen Erinnerungen ein.

Wenn ich, wie jeden Tag nach dem Frühstück, meinen Tetraeder um eine Kante kippe, kommt eine andere Spitze – so wie jetzt die mit den roten, grünen und schwarzen Seitenflächen – zu Tage. Es ist vor allem diese Spitze, die in mir sehr intime Erinnerungen weckt, über die ich vielleicht überhaupt nicht sprechen sollte.

Sie war ein sehr hübsches Mädchen, besser gesagt, eine sehr hübsche junge Frau, nicht allzu groß, mit langen, schwarzen Haaren. Im Grunde genommen hat sie mich verführt und nicht ich sie. Vielleicht hat sie das Verführen lediglich sehr leicht ermöglicht. Ihre samtig weiche Haut schien bei der geringsten Berührung Verlangen in ihr zu erregen. Allerdings erwies sie sich als äußerst besitzergreifend: Sie erhob, wie sie meinte, berechtigten Anspruch an all meinen Interessen und Tätigkeiten, und zwar derart, daß ich letztlich nicht mehr eigenständig denken konnte. Ich mußte einfach aus dieser Beziehung aussteigen, um mich vor ihrem allumfassenden Zugriff zu lösen.

Wir sind übrigens bis zuletzt gute Freunde geblieben, obwohl ich sie, als sie geheiratet und zwei Kinder geboren hat, sehr wenig gesehen hab'. Sie ist vor einigen Jahren an einer heimtückischen Krebserkrankung gestorben. Noch während ihrer letzten Tage hab' ich im Krankenhaus eine ihrer abgemagerten Hände gehalten und ihr – auf ihr Verlangen hin – von unseren gemeinsamen Jahren erzählt, von jener Zeit, als sie unbeschwert glücklich war. Die Erinnerung an sie, auch die

an ihre müde Hand, als ich sie zum letzten Mal gesehen hab', möcht' ich keineswegs missen!

Sie fragen nach den beiden verbliebenen Spitzen? Nun, die grünblau-schwarze Spitze hier gehört zu einer etwas mißglückten Beziehung mit einer jungen Frau, die nur Monate vorher von dem Mann, den sie offensichtlich sehr geliebt hat, verlassen worden ist. Die damit verbundene Kränkung hat unser Verhältnis ziemlich belastet. Manches Mal hab' ich sogar den Eindruck gehabt, als wolle sie sich für ihre Enttäuschungen an mir rächen. Obwohl ich sie ob ihres eindrucksvollen Äußeren sehr verehrte, konnte unsere Beziehung nicht von Dauer sein, konnten wir kein unbeschwertes gemeinsames Leben führen. Sie benötigte mehr Abstand zu ihrem vorangegangenen Verhältnis. Leider ist auch sie bereits verstorben. Sie fiel einem Verkehrsunfall zum Opfer.

Die allerletzte Spitze, begrenzt von roten, blauen und schwarzen Seitenflächen, hat eine ganz besondere Bewandtnis: Sie soll mich an die vielen glücklichen Momente im Zusammenleben mit meiner Frau erinnern. Auch, um gelegentlich die gewohnten Alltagsgleise des Zusammenlebens zu verlassen, schließlich sind wir jetzt bereits viele Jahre miteinander verheiratet. Momente wie das unendliche Glücksgefühl, das sich bei der Geburt unseres ersten Kindes einstellte, oder, wie die Erleichterung, als die Kinder alle Schulen mit einigem Erfolg beendet hatten, sollen in Erinnerung gerufen werden.

Wie Sie sehen, ist mein eigenartiger Tetraeder, den Sie eben bewundert haben, nicht nur ein Objekt zum unbewußten Spielen, wie man vielleicht glauben könnte, sondern dient dazu, vier ganz besonderer Frauen zu gedenken“.

Drei Frauen im Halbkreis



Kauernde Frau, Mexico



Courbets „Drei Badende“

Stehende Frau. Elfenbein, Kreta,
7. Jahrhundert v.u.Z.

Die „Drei Badenden“, die Courbet in den Jahren 1865–1868 gemalt hat, erregten keineswegs jenes öffentliche Ärgernis, das sein Bild „Der Ursprung des Lebens“ verursacht hat. Courbet war ein Verfechter, vielleicht sogar der Initiator eines fast photographischen Realismus und als solcher fasziniert von allen Facetten eines weiblichen Körpers, wobei einige der von ihm gezeigten Stellungen oder Szenen so manchem Betrachter natürlich als „anstößig“ vorkommen mußten. Die beiden „Badenden“ aus dem Jahre 1858 und sein Bild „Die Schläferinnen“, gelegentlich auch „Trägheit und Wollust“ (1866) genannt, letzteres zwei eng miteinander verschlungene nackte Frauen zeigend, stehen ähnlich arrangierten Bildern bzw. Zeichnungen von Egon Schiele oder Gustav Klimt an Eindeutigkeit nicht nach. Courbet malte seine Akte allerdings in der Zeit zwischen 1845 und 1870 und damit fast ein halbes Jahrhundert vor Klimt und Schiele.

Obwohl bereits „Die Frau mit den weißen Strümpfen“ aus dem Jahre 1862 einen sehr freizügigen Einblick in den weiblichen Genitalbereich gestattet, war es vor allem „Der Ursprung des Lebens“ (1866) – ein Akt ohne Kopf, eine vollentblößte Pelvis in allen Details präsen-

tierend – der moralischen Unmut erregte und in der Folge zu einer bizarren Ausstellungs- und Eigentümergeschichte dieses Werks führte. Es ist erst seit 1991 im Pariser Musée d’Orsay permanent ausgestellt und damit öffentlich zugänglich.

Mit den „Drei Badenden“ hat es ein ganz besondere Bewandnis: Im Zentrum des Bildes steht eine nackte Frau bzw. lehnt sie sich an einen Felsen an. Die rechte Hand ist erhoben und scheinbar hinter ihren Kopf gelegt. Mit einer Zehenspitze berührt sie einen flachen Felsen in einer Grotte oder in einem Tümpel. Gehalten wird sie vermutlich von der sich vorbeugenden, noch bekleideten Frau hinter ihr. Rechts vor ihr sitzt, vom Betrachter halb abgewandt, eine nackt Badende mit langen blonden Haaren. Von ihr sind nur der Rücken samt Gesäß und eine Brustspitze sichtbar.

Bei näherer Betrachtung scheint die im Zentrum des Bildes eine recht ungewöhnliche Körperhaltung einzunehmen, nämlich eine, die nicht so recht in die fast militanten Realitätsanforderungen Courbets paßt. Dreht man das Bild jedoch um etwas weniger als 90 Grad nach rechts, dann wird offensichtlich, daß diese Badende eigentlich einen liegenden Akt darstellt. Auch die Richtung, in die ihre linke Brust zeigt, deutet auf eine solche Anordnung hin und erklärt vielleicht ihren nicht sichtbaren, hinter den Kopf geschobenen, rechten Arm.

Aber das ist nicht das einzige Merkwürdige an diesem Bild: Das Gesicht dieser Frau und das der hinter ihr Stehenden weisen sehr ähnliche Züge auf, geradeso, als ob es sich um ein und dieselbe Person handelte. Beide haben lange, schwarze Haare, das Gesicht selbst scheint ein wenig flach zu sein. Unter der Voraussetzung, daß es sich tatsächlich um dasselbe Modell handelt, dann wären eben nur zwei Frauen in diesem Bild dargestellt, eine eben zweimal.

Die mit den langen, schwarzen Haaren könnte auch für andere Akte Courbets Modell gestanden sein und zwar für die Bilder „Femme nue couchée“ und „Femme endormie“. Der Aufbau in beiden Bildern ist fast derselbe: Eine nackte Frau, ausgestreckt auf einer Chaise-longue.

Die Pose in diesen Akten entspricht ziemlich genau der um etwa 90 Grad gedrehten nackt Badenden. Diese Schwarzhaarige muß Courbet fasziniert haben, denn in dem Bild „Le Sommeil“, das etwas schwülstig zwei entblößte Frauen in enger Umarmung zeigt, findet sich ihr Gesicht wieder. Die andere scheint Joanna Hiffernan gewesen zu sein.

Joanna Hiffernan, „La belle irlandaise“, war das Aktmodell und zugleich die Muse des vorzugsweise in Frankreich lebenden amerikanischen Malers Whistler und – allen vorhandenen schriftlichen Beschreibungen nach – eine ungewöhnlich schöne Frau mit langem, gewelltem Haar. Ab 1866 ist sie u.a. mit Courbet befreundet und hat wahrscheinlich ein Verhältnis mit ihm gehabt.

Von ihr fertigte Courbet nicht nur ein Portrait an, sie diente ihm auch als Modell für einige seiner Akte, wie eben auch für das Bild „Le Sommeil“ und vielleicht auch für das Bild „Die Frau in den Wellen“, ein Brustbild im ursprünglichsten Sinne des Wortes. Daß sie das Modell für den „Ursprung des Lebens“ sein könnte, wie vielfach bereits behauptet wurde, läßt ein 2013 aufgefundenes, im Stile Courbets angefertigtes Bild des Kopfes einer Frau mit gewelltem Haar vermuten, von dem behauptet wurde, es sei der fehlende Teil des „Ursprungs der Welt“. Joannas Freundschaft bzw. das Verhältnis mit Courbet bahnte sich übrigens vermutlich im Zuge einer mehrmonatigen Abwesenheit Whistlers von Paris an. Mit ihm war Joanna für einige Jahre fix liiert.

Bleibt die Frage offen, ob jene blonde Frau in den „Drei Badenden“, von der nur ein Rückenakt gesehen werden kann, als Modell auch in anderen Akten oder Halbakten Courbets anzutreffen ist. Die Bilder „Die Frau mit den weißen Strümpfen“ oder die „Badenden“, zwei Frauen darstellend, eine als Akt, die andere mit weitgeöffnetem Kleid, lassen solches zumindest vermuten.

Es ist durchaus möglich, daß vor allem eine unbekannte Schwarzhaarige, eine ebenfalls unbekannt gebliebene Frau mit langem, blonden Haar und natürlich Joanna Hiffernan Courbet zu seinen Aktbildern inspiriert haben. Ohne diese drei Aktmodelle wären einige der berühmte-

sten und zugleich umstrittensten Werke europäischer Malerei nicht entstanden. Vielleicht blieben die Namen der beiden Unbekannten deshalb in Verborgenheit, weil, dem moralischen Selbstverständnis zu Courbets Zeiten entsprechend, Aktmodelle mit Huren gleichgesetzt worden sind.

Zwei Frauen im Halbkreis



Weibliche Figuren, Terra cotta, mykenisch, 1400–1300 v.u.Z.



Zwei Pragerinnen in Mexico

Säulenkapitell, Ste-Trinité
d'Anzy-le-Duc, Département
Saône-et-Loire, 11. Jahrhundert

*Die folgende Geschichte kann sich vielleicht so ähnlich zuge-
tragen haben.*

-1-

Es muß 1942 gewesen sein, vielleicht im Frühjahr jenes Jahres, als an einem wunderbar klaren Tag in Mexiko City eine etwa vierzigjährige Frau aus der 5 de Mayo-Straße kommend den Zócalo, nämlich den Hauptplatz vor der Kathedrale, überquert. Zum selben Zeitpunkt betritt eine um einiges jüngere Frau von der Moneda her den Platz und schickt sich an, an der Kathedrale vorbeizugehen. Beiden sieht man an, daß es sich um Flüchtlinge aus Europa handeln muß: Sie scheinen nicht der spanisch-stämmigen Oberschichte anzugehören, denn dafür ist ihre Bekleidung zu ärmlich. Genau vor der Kathedrale gehen sie wortlos aneinander vorbei.

Nach etlichen Schritten bleibt die Jüngere stehen, dreht sich um und ruft der anderen fragend nach: „Alice? Alice Gerstel?“

Ungläubig, daß jemand hier in dieser Stadt, auf diesem Platz, ihren Namen kennt, bleibt die Angesprochene stehen und schaut die Ruferin etwas unsicher an. Aber dann breitet sich sofort ein freundliches Lächeln über ihr Gesicht aus.

„Na sowas! Die kleine Lenka! Was machst denn du hier? Seit wann bist du in Mexiko?“

„Noch nicht allzulang, ich hab' eine etwas mühsame Anreise hinter mir. Und du? Aus Prag bist offensichtlich bereits sehr früh verschwunden. Ich hab' nämlich deine Beiträge im Prager Tagblatt vermißt, die ich stets bewundert hab'.“

„Und ich hab' noch deine ersten journalistischen Versuche in der Arbeiter-Illustrierte-Zeitung mit Interesse gelesen. Euer Chefredakteur, der Weiskopf, war ja eine stadtbekannte Persönlichkeit. Ihn hab' ich oft im Café Slavia oder in den anderen Prager Kaffeehäusern gesehen, in denen das intellektuelle Leben seinerzeit stattgefunden hat. Egal, in welches man ging, garantiert saß dort ein Bekannter mit einer ausländischen Zeitung in der Hand. Aber was machst du hier? Wie geht es dir? Vor allem, wieso war die Anreise hierher mühsam? Hat sie länger gedauert, als du gedacht hast?“

„Das sind aber viele Fragen auf einmal! Was hältst du davon, daß wir uns einfach ein paar Minuten in den Dom zum Tratschen in eine der hinteren Bänke setzen?“

„Gute Idee, ich will auch nicht länger hier herumstehn. Es wird garantiert eine Premiere sein: Zwei religionslose Jüdinnen, die in Eintracht nebeneinander auf einer Bank in der ältesten Kirche Lateinamerikas sitzen.“

-2-

„Das mit der Anreise hat so lang gedauert, weil es eine Reihe von unfreiwilligen Aufenthalten gegeben hat. Nach meiner Flucht aus Prag saß ich zunächst einmal ein halbes Jahr in Einzelhaft in einem Pariser

Frauengefängnis. Dann hat man mich nach Südfrankreich in ein Lager abgeschoben. Fast zwei Jahre hab' ich an diesem trostlosen Ort verbringen müssen, bevor es mir geglückt ist, nach Casablanca zu entkommen. Dort hat man mich in ein Lager für gestrandete Ausländerinnen am Rande der Sahara gesteckt. Es hat letztlich ein weiteres halbes Jahr gedauert, bis ich endlich die Reise nach Mexiko antreten konnte. Die hat mir übrigens der Egon Erwin Kisch und mein ehemaliger Chef in der Arbeiter-Illustrierte-Zeitung, der Weiskopf, ermöglicht.“

„Da hab' ich's, Gott sei Dank, sehr viel einfacher gehabt. Ich bin nämlich bereits drei Jahre, bevor die Deutschen in Prag einmarschiert sind, meinem Mann, dem Otto Rühle, nach Mexiko gefolgt. Ihn kennst du wahrscheinlich zumindest den Namen nach. Aber jetzt sag' mir, wie ist es dir in Mexiko ergangen? Hast du Arbeit gefunden?“

„Ich hab' im Vergleich zu vielen anderen Emigranten Glück gehabt. Ich war vom ersten Tag an bei der tschechoslowakischen Botschaft angestellt. Die von der Exilregierung in London natürlich. Und außerdem gibt es meinen bisherigen Mentor, den Kisch, in meiner Nachbarschaft. Vor allem hab' ich über die Botschaft stets die neuesten Nachrichten aus Europa erhalten. Ich bin daher bis jetzt nie ganz von den Ereignissen dort abgeschnitten gewesen. Und du? Wie war es eigentlich bei dir?“

„Also, uns, dem Otto und mir, ist es am Anfang sehr gut gegangen. Wir konnten uns ein sehr schönes Haus, sogar mit einem Schwimmbassin im Garten, leisten. Aus dem mußten wir leider zwei Jahre später wieder ausziehen. Jetzt wohnen wir in Coyacan in einem kleinen Haus mit Garten. Übrigens ist das derselbe Ort, in dem auch Trotzki eine Bleibe gefunden hat, bevor ihn der Ramón Mercader ermordet hat. Das ist nun auch schon wieder zwei Jahre her. Der Otto und ich waren mit Trotzki befreundet, obwohl wir seine politischen Meinungen nie geteilt haben. Wir haben auch den Ramón recht gut gekannt. Wegen dieser freundschaftlichen Beziehung zu Trotzki meiden uns viele hier wie die Pest. Viele glauben, wir sind Trotzkiisten. Deswegen haben wir leider

sehr wenig Umgang mit anderen Emigranten aus Deutschland oder aus der Tschechoslowakei. Wir sind offensichtlich bei vielen Emigranten nicht sehr willkommen. Und uns behagen wiederum deren Ansichten nicht, was übrigens auch für den Inhalt des Exilblättchens *Alemania Libre* gilt.“

„Das ist schad', denn für die *Alemania Libre* schreib' ich gelegentlich, manches Mal sogar gemeinsam mit dem Kisch. Ich glaub', er hat damals, als der Mord an Trotzki geschah, einen Artikel darüber in der *Alemania* verfaßt. Wir sollten uns jedoch nicht über ideologische Differenzen streiten! Ich freu' mich jedenfalls, daß ich dich zufällig hier, genau vor dem Dom, auf dem *Zócalo*, getroffen hab'. Sag' mir, wie geht es euch hier jetzt? Hast du zur Zeit eine Anstellung?“

„Nein! Am Anfang, als wir ins Land kamen, konnte ich noch für das Prager Tagblatt als Journalistin arbeiten. Dann war ich als Übersetzerin und Dolmetscherin beschäftigt. Jetzt leben wir hauptsächlich von dem Geld, das mir mein Bruder aus New York schickt. Ihm ist es gelungen, in die USA zu flüchten. Gemeinsam übrigens mit meiner Schwester, die gelegentlich hierher auf Besuch kommt. Unsere finanzielle Situation ist eher trist, weil auch der Otto über keinerlei Einkünfte mehr verfügt. Ich mach' aus der Not eine Tugend: Ich versuch', Bücher zu schreiben. Ich beschäftig' mich, wie dir vielleicht von einigen meiner Artikel her noch bekannt ist, mit Sozialpsychologie. Ein Buch dazu ist sogar noch vor der Machtergreifung durch die Nazis in Deutschland erschienen. In Dresden, wo wir einige Zeit gewohnt haben. Ich hab' übrigens unlängst ein Romanmanuskript hier abgeschlossen. Der Roman spielt zum Teil in der Redaktion und Druckerei einer Prager Zeitung. Vor 1939 natürlich. Die Hauptperson heißt Hanna und ist Journalistin – so wie wir beide.“

„Gib mir für einen Augenblick deine Hand! Mach die Augen zu und denk dir, wir sitzen, so wie hier, im Halbdunklen der Teyn-Kirche! Denk dir, wir stehen langsam auf und gehn auf den Platz vor der Kirche. Es ist ein dunkler, nebliger Novembertag. Vorbei am Kafka-

Haus führt uns der Weg in Richtung Altneuschul. Jedes Haus auf der Pariska kommt uns vertraut vor, so, als hätten wir Prag nie verlassen. Plötzlich befinden wir uns auf der Karlsbrücke und schlendern hinüber in die Malá Strana. Am Kleinstädter Ring biegen wir dann ab, um über die Thunstiege zum Hradschin zu gelangen. Siehst du das alles auch vor dir? Fast jede Nacht führt mich ein Traum durch den Pulverturm auf den Altstädter Ring. Ich sehe alles genau vor mir. Erst irgendwo auf der Karlova verschwindet der Traum; warum, weiß ich nicht. Ich wach' auf und begreif' ungläubig erst langsam die fremde Umgebung rund um mich Glaubst du, werden wir Prag jemals wiedersehen?“

„Wenn ich an Prag denk' – anders als in deinem Traum – dann seh' ich leider nur Hakenkreuzfahnen vor mir, die von allen Gebäuden wehen. Schau, dort vorne wird schon über uns getuschelt. Ich glaube, wir sollten – noch bevor sie uns hinauswerfen – wieder gehen.“

-3-

„Lenka: Leider muß ich mich jetzt verabschieden. Ich war nämlich auf dem Weg zu einem wichtigen Treffen. Es würde mich sehr freuen, dich wiederzusehn, obwohl du, wenngleich auch nur für ein paar Minuten, in mir längst verdrängt geglaubtes Heimweh nach Prag hervorgerufen hast. Es muß ja nicht so zufällig sein so wie heut'. Kommt uns doch in Coyacan besuchen, du und dein mir bis jetzt unbekannt gebliebener Mann!“

„Wir werden es versuchen! Vielleicht an einem der kommenden Wochenende, vielleicht dann, wenn der Egon wieder einmal auf einer seiner Entdeckungsreise durch das Land ist. Ahoj, Alice!“

Eine Frau im Halbkreis



Stehende Frau, Bronze, Detail, spät-minoische Kultur,
Kreta, 1600–1450 v.u.Z.



Walburgisnacht

Jean-Antoine Houdon, „La Firleuse“,
Detail, 1787 n.u.Z.

Als Kind konnte sie es ihren Eltern nicht verzeihen, daß sie für sie den ausgefallenen Namen Walburga gewählt hatten. Warum konnten ihre Eltern ihr nicht einfach einen schlichten, gängigen Namen wie Anna oder Elisabeth geben? Bereits ab dem Kindergarten begann sie ihren Namen zu hassen. Manche Kinder nannten sie Wally, andere wiederum Burgl, weil sie mit dem länglichen Namen Walburga nichts anzufangen wußten. Für sie war Wally ein Name für ein Pferd, und Burgl erinnerte sie am ehesten an eine Bäuerin in einem Bergbauerdorf hoch oben im Gebirge.

Viel besser wurde es dann in der Schule auch nicht. Da ihre Eltern sie für den Religionsunterricht angemeldet hatten, mußte sie natürlich auch daran teilnehmen. Gleich am ersten Tag hatte sich der Religionslehrer bemüht, den Kindern die Bedeutung ihrer Namen aus christlicher Sicht zu erklären. Bei Michael oder Veronika klang das ja noch ganz vergnüglich. Von ihrem Namen war er sofort begeistert, weil in jedem neuen Jahrgang alle Kinder immer wieder nur Michael und Veronika hießen. Walburga, machte er der Klasse klar, steht für eine ganz besondere Heilige, nämlich die Hl. Walpurga, eine Äbtissin im 8.

Jahrhundert. Da ihr Ehrentag der 1. Mai ist, ist dieser Tag ein ganz besonderer Tag im Kalender. Das war alles, was er über die Hl. Walpurga zu berichten wußte. Er fügte noch hinzu, daß es in Bayern ein nach ihr benanntes Kloster gibt. Komisch, hat sie sich damals gedacht, bei uns zu Hause hat der 1. Mai eine ganz andere Bedeutung, denn da nehmen wir alle an der Maidemonstration teil. Von Heiligen ist dabei nicht die Rede.

Später dann in der Mittelschule lautete ihr Spitzname Walpurgans. Sie konnte sich nur aussuchen, ob die Betonung auf Gans oder Purgans, nämlich Abfuhrmittel, lag. Als sie endlich die Mittelschule mit einem sehr passablen Zeugnis abgeschlossen hatte, war ihre Unzufriedenheit mit ihrem Namen auf dem Höhepunkt angelangt.

Das änderte sich schlagartig, als sie auf der Universität einen Kollegen kennenlernte, der ein Jahr vor ihr Jus inskribiert hatte. Er nannte sie gleich von Anfang an Hexerl. Befragt, ob sie tatsächlich so häßlich und abstoßend wie eine Hexe ausschaue, meinte er amüsiert: „Weißt du denn nicht, was sich hinter deinem Namen verbirgt? Offensichtlich hat euer Deutschlehrer, aus Angst vor unangenehmen Fragen, Goethe und den Bocksberg nicht erwähnt. Ich kann mir schon vorstellen, in einer reinen Mädchenklasse, in der jede einzelne heutzutage natürlich emanzipiert ist, wäre das Thema Hexen sofort in eine heftige Diskussion über die gesellschaftliche Rolle von Frauen in den vergangenen Jahrhunderten ausgeartet.“

„Also, paß auf!“, dozierte er weiter: „Die Walpurgisnacht, die am 29. April gefeiert wird, vereint viele verschiedenartige Aspekte. Vielleicht hat die Kirche nur versucht, alte heidnische Gebräuche um den Frühlingsbeginn und das Wiedererwachen der Natur mit dem Hl. Walpurgatag zu überdecken. Nach wie vor gibt es einen Maibaum. Ursprünglich sollte es eine Birke, also ein schnell wachsender Baum, sein. Den Maibaum kann man sowohl als Fruchtbarkeitssymbol, nämlich als Symbol für einen erigierten Penis, betrachten, oder auch nur als ein heidnisches Zeichen eines Volksfestes als Freude auf die kommende schöne

Jahreszeit, in Erwartung heller Tage. Früher hieß es sogar, daß – verzeih, wenn das jetzt etwas anstößig klingt – ein Koitus frisch Vermählter auf dem Boden eines Ackers auch diesen fruchtbar machen werde.

Von dem ursprünglichen bäuerlichen Volksfest ist nur der übliche Kirtagsrummel übergeblieben, halt so eine Art Freiluft-Feuerwehrball. Bevor es allerdings zum allgemeinen Tanz kommt, muß üblicherweise noch den christlichen Traditionen mit einer Prozession Rechnung getragen werden. Das Maifest und der Maibaum sind genauso wie die Walburgisnacht ein Überbleibsel aus der Urzeit. Vielleicht gibt Strawinskys *Le Sacre du Printemps* noch am besten das Urzeitliche am Maifest wieder.

Eine Facette der Walpurgisnacht kennst du offensichtlich nicht, denn sonst hättest du nicht so verduzt dreingeschaut, als ich dich Hexerl nannte. Also, die Walburgisnacht war seinerzeit in der Vorstellung vieler – manche glauben es wahrscheinlich heute noch – die Nacht des Hexensabbats, nämlich jene Nacht, in der sich die Hexen auf dem Brocken treffen, um wie in Trance um magische Feuer zu tanzen und mit dem Teufel Unzucht zu treiben.

Hexen, so lautete die allgemeine Meinung fast bis ins 18. Jahrhundert, verfügen über magische Kräfte. Alles, was nicht mit rechten Dingen zugeht, mußte einfach verhext sein. Bis in die heutigen Zeiten hat sich übrigens dieser Aberglaube als Wortwendung erhalten: Das muß verhext sein, heißt es noch immer, wenn trotz aufrechten Bemühens etwas immer wieder danebengeht. Also, wenn du willst, über Hexen und Hexenglauben kann ich dir noch viel mehr erzählen.“

Das war auch schon das Ende ihrer kurzen Bekanntschaft mit dem hexenkundigen Kollegen, denn erstens paßte ihr nicht, daß er sie stets Hexerl nannte, und zweitens widerstrebten ihr seine Annäherungsversuche.

Allerdings, das Thema Hexen ließ sie nicht los, sie fühlte sich geradezu verpflichtet, ihrem Namen Walburga gerecht zu werden. Wenn

ich schon mit Hexen in Zusammenhang gebracht werden kann, beschloß sie, dann sollte ich auch etwas mehr über sie wissen. Vor allem die Frage, welche Frauen der Hexerei bezichtigt wurden, beschäftigte sie schon aus weiblicher Solidarität am meisten. Also, dachte sie sich, es waren insbesondere Frauen, deren äußere Gestalt Anlaß für Abscheu bot. Dazu gehörten sicherlich Bucklige, Schielende, körperlich Behinderte und natürlich Rothaarige. Und selbstverständlich auch Frauen, die über ein besonderes Wissen verfügten, das von den anderen als magisch empfunden werden mußte. Das Wissen um die Heilkraft von Pflanzen, aber auch um deren Giftigkeit, galt zu allen Zeiten als ungewöhnlich. Bestimmte Kräuter nur zu bestimmten Tageszeiten oder Mondphasen zu sammeln, gehörte garantiert zu den seltsamen Gebräuchen von Kräuterweibern. Vielleicht wurde auch so manche junge Frau von verschmähten Liebhabern der Hexerei bezichtigt.

Aber, überlegte sie, nachdem sie einiges über Hexengesetze gelesen hatte, warum heißt es eigentlich Hexensabbat? An dieser Bezeichnung mußten wohl der Antijudaismus des Mittelalters und die Judenverfolgungen während der Kreuzzüge ihren Anteil haben. Und natürlich die wahnhafte Angst der Kirche vor Häresien, von denen es ja im Mittelalter und auch später noch eine Vielzahl gab. Genüßlich verbrannte man alle, die nicht ins Bild paßten oder gar die weltliche Macht der Kirche anzweifelten. Ob Hexen, Juden oder Häretiker, sie alle übergab eine zum Teil selbsternannte Obrigkeit der „reinigenden Kraft“ des Feuers.

Endlich fiel ihr ein, sich auch über die Bedeutung und den Ursprung ihres Namens zu informieren, denn der Bezug auf die Hl. Walpurga schien ihr zu dürftig zu sein. Wie sich herausstellte, handelt es sich um einen altdeutschen Namen, der ursprünglich „walten“ und „Burg“ symbolisieren sollte. Zufällig stieß sie dabei auch auf die Geschichte einer Walpurga Hausmännin, einer Hebamme zu Ende des 16. Jahrhunderts, der man Hexerei, Vampirismus und Mord an Kindern zur Last gelegt hatte. Unter Folter gestand sie u.a., mit dem Teufel Geschlechts-

verkehr getrieben und danach gebratene kleine Kinder verspeist zu haben. Aus Solidarität mit dieser armen, geschundenen Frau desselben Namens fühlte sie sich plötzlich als legitime Nachfahrin aller jener Frauen, die dem christlichen Aberglauben von Hexen zum Opfer gefallen sind, und zu deren Rehabilitierung sie zu kämpfen bereit war. Als zukünftige Rechtsanwältin. Und sie dankte ihren Eltern nachträglich, daß sie ihr den geschichtsträchtigen Namen Walburga gegeben haben.

Die Frau im Zentrum



Krug in der Form einer nackten Frau, neuelamitische Periode,
Iran, 700–800 v.u.Z.



Veneres

Sitzende Frau, Mesopotamien
oder Syrien, 5600-5000 v.u.Z.

Es scheint ein dem klassischen Bildungsbild entsprechender Zwang zu sein, nackte Frauenskulpturen, vor allem solche frühzeitlicher Epochen, als Venus zu bezeichnen. Die sogenannte Venus vom Hohlen Berg, die vom Galgenberg, von Dolní Věstonice, und vor allem jene von Willendorf haben allerdings sehr wenig gemein mit der griechisch-römischen Göttin Aphrodite-Venus. Sie alle sind nämlich um rund 30.000 Jahre älter und gehören zu den ältesten Darstellungen einer Frau überhaupt.

Was ist nicht schon alles im Zusammenhang mit diesen alten Damen behauptet worden! Eine Deutung als Fruchtbarkeitssymbol dürfte bisher noch am häufigsten gebräuchlich gewesen sein. Die Venus von Willendorf mußte sogar einen Vergleich mit den Körperformen einer Schwangeren über sich ergehen lassen. Aber waren sie tatsächlich Fruchtbarkeitssymbole und die Venus von Willendorf schwanger?

Die Venus von Knidos, Praxiteles' berühmtestes Werk, eine nackte junge Frau, die sich eine Hand vor ihr Geschlecht hält, wurde von den Auftraggebern, den Bewohnern der Stadt Kos, empört abgelehnt. Praxiteles hatte allerdings, offensichtlich in Vorahnung ihrer Prüderie,

gleichzeitig eine dezent bekleidete Aphrodite angefertigt, die sie erleichtert in ihrem Tempel aufstellten. Über die bekleidete Version ist nichts weiter bekannt, die nackte Venus wurde dagegen in römischen Zeiten als das schönste Kunstwerk aller Zeiten gepriesen. Man reiste eigens nach Kos, bloß um diese Statue zu sehen.

Im Vergleich zur Venus von Knidos gebärdet sich die Venus von Milo geradezu züchtig, da sie die untere Hälfte ihres Körpers bedeckt hält, wobei das verhüllende Tuch so tief sitzt, daß ihr Geschlecht und ihre Beine gerade nicht sichtbar sind. Ganz ähnlich verhält sich die Aphrodite Kallipygos, die Venus mit dem „schönen Hintern“, die ihr bares Hinterteil durch entsprechende Kopfhaltung selbst bewundert und dem Betrachter stolz so raffiniert zeigt, daß ihre Vorderseite bedeckt bleibt.

Glückliche Aphrodite von Knidos, die im Begriff steht, ein Bad zu nehmen, um der Sage gemäß ihre Jungfräulichkeit wiederherzustellen. Das Kleid, das sie eben abgelegt hat, hält sie noch in einer Hand. Genauso glücklich kann die Venus von Milo ihre jugendliche Koketterie zeitlos erhalten.

Was wäre allerdings, wenn der Jungbrunnen zur Wiedererlangung der Jungfräulichkeit versiegte und plötzlich auch die Aphrodite von Knidos zu altern begänne? Ihre ehemals schlanken Hüften setzten mit der Zeit kleine Fettpolster an, das Säugen etlicher Kinder hätte schon längst ihre ehemals straffen Brüste erschlaffen lassen.

Noch ein paar Jahre später stellten sich langsam matronenhafte Züge ein, der Bauch beginnt sich vorzuwölben, und ihr Hinterteil hat einiges an Umfang zugenommen. Man sagt, sie sei eine Frau in den besten Jahren. Es ist nicht mehr die jugendliche Frische, die Verlangen erweckt. Es sind ihre ausladenden Formen, die vielfach noch immer Begierden auslösen. Es ist ihr bewußt, daß in einigen Jahren Krampfadern ihre Beine verunstalten und Falten ihr Gesicht überziehen werden. Als reife Frau müßte sie von ihrem jugendlich koketten Verhalten abrücken und ihre Reize anderwärtig in den Vordergrund rücken. Die

Jugendhaftigkeit hätte dem Alltag zu weichen: Es würde lächerlich, als Vierzig- oder Fünfzigjährige so wie eine Siebenzehnjährige aussehen zu wollen.

Noch allerdings gibt es sie, die Nachfahrrinnen der Venus von Milo oder der von Knidos, jedoch ist deren Anmut von der Sachlichkeit der Jetztzeit verdeckt. Sie sind längst nicht nur mehr weißer Hautfarbe oder ausschließlich jung. Und es gibt auch jene, die – über Jahrhunderte hinweg – noch immer die geballte Kraft einer Venus von Willendorf verkörpern. Es gibt sie alle noch, all diese Veneres.

Eine Frau im Halbkreis



Aristide Maillol, Sommer (Detail), 1911



Die Frau aus Hampstead

Jungfrau (mit Kind, Detail),
französisch, 1500-1525

Die englische Zeitschrift *Philosophical Magazine*, 1792 im Zuge der Französischen Revolution gegründet, ist das älteste, noch immer erscheinende naturwissenschaftliche Journal. Der Name der Zeitschrift erinnert daran, daß bis in das 19. Jahrhundert Physik und Chemie als „experimentelle Philosophie“ bezeichnet worden sind.

1925 erschien in dieser Zeitschrift ein bemerkenswerter Beitrag, bemerkenswert deshalb, da als Verfasser(in) eine gewisse Mrs. Ruby V. Jolowicz, née Wagner, M.Sc., angegeben und, statt wie üblich der Name einer Institution bzw. Universität, ihre Privatadresse angeführt ist: 9 Ferncroft Avenue, Hampstead, N.W.3 (London). Dem seinerzeitigen Stil der Zeitschrift entsprechend wird ihr Name, Mrs. R. V. Jolowicz gemeinsam mit den ersten Worten des Titels ihres Beitrags auf allen rechten Seiten wiederholt. Die Arbeit selbst behandelt ein zum damaligen Zeitpunkt sehr relevantes Thema in der Experimentalphysik, nämlich ein typisches spektroskopisches Problem.

Nun war es bis in die Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts durchaus üblich, bei Autorinnen ein Miss dem Namen voranzustellen, insbesondere, wenn der Betreuer der Arbeit, meist ein Professor, als Autor mit-

genannt wird. Sehr oft war dies ohnehin nicht notwendig, da es bis dahin kaum Physikerinnen oder Chemikerinnen gegeben hat.

Ruby Jolowicz scheint jedenfalls die einzige, offensichtlich verheiratete Frau gewesen sein, die je als Alleinautorin im *Philosophical Magazine* unter ihrer Privatadresse publiziert hat. Außer ihrem Namen und der von ihr angegebenen Adresse ist nichts weiter über diese Frau bekannt. Sie taucht in keiner weiteren Publikation auf.

Wer war Ruby Jolowicz? Ist es wirklich hoffnungslos, etwas mehr über sie oder zumindest über ihr Umfeld zu erfahren? Der einzige weitere schriftliche Anhaltspunkt ist die Einreichungsart, da Arbeiten nur über einen anerkannten Universitätsangehörigen, möglichst von einem Fellow of the Royal Society (F.R.S.), der für die Richtigkeit und Originalität bürgt, vorgelegt werden konnten.

In Rubys Fall war es ein gewisser Prof. Wilson, oder, wie es im Original heißt: „Communicated by Prof. Wilson, F.R.S.“. Er scheint eine für England eher ungewöhnliche Karriere durchlaufen zu haben. Nach Absolvierung einer Dorfschule im Nordwesten von England, in Cumberland, studierte er mittels eines Stipendiums zunächst in einem landwirtschaftlichen College Agrarwissenschaften sowie aus Interesse privat Mathematik. Danach war er für eine Weile Schullehrer. In dieser Zeit lernte er Deutsch und übersiedelte anschließend als Lehrer an die Berlitz School of Languages, u.a. in Köln. Ab 1902 nahm er ein Studium der Physik an der Universität von Leipzig auf, das er mit einem Doktorat abschloß. Zurück in England, zunächst am King's College in London tätig, wurde er schließlich 1921 Professor für Physik am Bedford College, London.

Hier beginnt sich der Kreis zu Ruby Jolowicz zu schließen, denn das Bedford College war eine ganz spezielle Institution. Ursprünglich 1849 privat gegründet, um Frauen eine liberale Ausbildung zu ermöglichen, entstand über die Jahre hinweg ein College für Frauen, das Anfang des 20. Jahrhunderts Teil der Universität von London wurde.

Ab 1913 bezog das Bedford College ein neues Areal im Regent's Park. Übrigens trotz wütender Proteste der Anrainer und sogar bisiger Anfragen im Parlament. Der Regent's Park ist nicht allzuweit von Hampstead entfernt. Es ist daher durchaus möglich, daß eine Rubina Wagner am Bedford College bei Prof. Wilson Physik studiert hat.

Vielleicht hat sie noch vor Abschluß ihres Studiums geheiratet, vielleicht wurde sie verheiratet. Den Abschluß ihrer Arbeiten konnte sie damals nur als Privatperson erreichen. Vielleicht ist sie täglich auf der Finchley und Adventure Road in Richtung Regent's Park zu Fuß unterwegs gewesen, um zu ihrem Laborplatz im Bedford College zu gelangen.

Vielleicht hat die eigene, ungewöhnliche Biographie ihrem Lehrer, Prof. Wilson, den Mut gegeben, moralische Dünkel zu überwinden und eine verheiratete Frau als Mitarbeiterin zu beschäftigen.

Vielleicht hatte Ruby ihren Traum, Wissenschaftlerin in einer akademischen Institution zu werden, aufzugeben, weil sie der Alltag mit kleinen Kindern und dem Führen eines Haushalts eingeholt hat. Vielleicht blieb ihre Zeit am Bedford College und die Beschäftigung mit der von ihr geliebten Physik der einzige Höhepunkt ihres Lebens. Bevor der soziale Druck in diesem eher vornehmen Teil Londons sie zurechtgebogen oder zerbrochen hat

Vielleicht, vielleicht Sicher ist nur, daß sie für eine Zeitlang in Hampstead gelebt hat.

Zwei Frauen im Halbkreis



Zwei Frauen, Levante,
2. Jahrtausend v.u.Z.



Das Ende einer langen Freundschaft

Zwei stehende Frauen,
15. Jahrhundert

Sie waren gleich alt. Geboren, als die Wirrnisse nach dem Ersten Weltkrieg sich bereits gelegt hatten, wuchsen sie als Nachbarskinder in jenem Villenviertel des 18. Wiener Gemeindebezirks zwischen Gersthof und Pötzleinsdorf auf, das sich auf dem Schafberg erstreckt. Gemeinsam besuchten sie zunächst den Kindergarten und danach die Volksschule. Vom ersten Tag an waren sie enge Freundinnen, woran sich nichts änderte, als sie später verschiedene Schulen besuchten. Da sie sehr wohlhabenden jüdischen Familien angehörten, verspürten sie weder kaum etwas von der Nachkriegsnot in manchen Teilen Wiens, noch hörten sie davon. Ganz im Gegenteil: Ein großer Teil der Sommerferien wurde stets im Salzkammergut verbracht, da sich ihre Eltern geeinigt hatten, ihre Ferien hintereinander zu nehmen, um die Kinder mehrere Wochen hindurch an Ort und Stelle lassen zu können. Nicht jedes Jahr wurde als Sommerfrische derselbe Ort gewählt, sehr oft jedoch war es ein Haus mit Garten oder eine große Wohnung in der Nähe des Altausseer Sees. Beide fühlten sich dort schon fast als Einheimische. Alles schien ihnen so vertraut zu sein: Der See, die alten Bauernhäuser, die Menschen, die am Sonntag in ihren Trachten vor der Kirche herumstolzierten.

1934, im Jahr des Bürgerkriegs, begannen beide, eben 15 Jahre alt geworden, auch Interesse an Burschen zu entwickeln. Erste Liebesängste und Liebeswünsche wurden eingehend beredet. Natürlich wurde die jeweils andere unverzüglich vom Erfolg oder Mißerfolg solcher Treffen informiert. Von den politischen Ereignissen unbelastet, genossen die beiden ihre erste Jugend in Wien: Die Schule floß nebenbei einher, ohne große Schwierigkeiten, aber auch ohne besondere Leistungen.

In den Dreißigerjahren wurden die antisemitischen Anpöbelungen auch in Gersthof und Pötzleinsdorf, vor allem aber die Krawalle deutsch-nationaler Studenten an der Universität Wien allmählich unangenehmer. Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Wien nahm dann die Pötzleinsdorfer Idylle ein abruptes Ende. Beiden befreundeten Familien gelang es noch im Herbst jenes Jahres, in die USA zu emigrieren. 1938 waren die beiden Freundinnen gerade 19 Jahre alt geworden.

Das Leben in New York verlief schlagartig völlig anders als in Wien. Nach einiger Zeit allerdings ging die Notwendigkeit des Anpassens an eine ungewohnte Alltagskultur und des Zurechtkommens mit einer fremden Sprache vorüber. Obwohl sie nun mit ihren Familien in verschiedenen Teilen Manhattans wohnten, trafen sie sich noch immer mehrere Male in der Woche. Am Anfang in einem der Emigrantencafés, in denen man wie in Wien Cremeschnitten, Linzertorten und Punschkräpferln bestellen konnte, später dann in Emigrantenkabarets. Mit der Austrian Labour Youth, die in New York viele hauptsächlich aus Wien stammende junge Emigranten vereinte, kamen sie genauso wenig in Berührung wie seinerzeit noch in Wien mit sozialdemokratischen Jugendorganisationen.

Als eine von ihnen plötzlich ein Stipendium für ein Studium an einer kalifornischen Universität erhielt, schien es sich bloß um eine Trennung auf ein paar Jahre zu handeln. Anfangs besuchten sie sich gegenseitig, doch als die in Kalifornien sich in einen Kollegen verliebt hatte und bald darauf heiratete, reduzierten sich ihre Kontakte auf einen sehr regelmäßigen Briefwechsel. Es dauerte dann nicht lange, bis

auch die in New York Zurückgebliebene geheiratet hatte, und sich in Los Angeles und in New York Kinder einstellten.

In der Zwischenzeit hatte sich das Land, in dem sie nunmehr lebten, ziemlich verändert. Die McCarthy-Zeit und die Ideologie um den Kalten Krieg hatten die ihnen vertrauten liberalen Einstellungen zu einem Minderheitenprogramm reduziert. Ihr Briefwechsel nahm eine dramatische Wendung, als der Mann der in Los Angeles Wohnenden plötzlich einer unheilbaren Krankheit zum Opfer fiel. Sie, die eigentlich nie in Los Angeles bleiben wollte, löste bald darauf ihren Haushalt dort auf und übersiedelte mit ihren Kindern zurück nach New York. Für sie hatte Los Angeles nie den Anspruch rechtfertigen können, eine richtige Stadt zu sein. In ihren Briefen sprach sie stets nur von einem über Quadratkilometer hinweg zerhüttelten Stück Land.

Zurück in New York, trafen sie sich nunmehr mit den Kindern an der Hand im Central Park zum Tratschen. Da beide einem Beruf nachgingen, mußte die Zeit für derartige Unternehmungen stets sorgfältig geplant werden. Gemeinsam mit ihren bereits halberwachsenen Kindern feierten sie zunächst ihren 50. und dann schon ohne Kinder ihren 60. Geburtstag. Mit jedem weiteren runden Geburtstag stellten sich neue Enkelkinder ein, später dann sogar Urenkel.

Als zu Ende der Siebzigerjahre der Eiserne Vorhang fiel, widerspiegelte sich das kaum in ihrem Alltagsleben. Vielleicht beeindruckte sie am ehesten noch der ein Jahrzehnt davor stattgefundene Sieben Tage-Krieg in Israel, da sie dessen Ende ein wenig als eine späte Selbstbestätigung empfunden hatten.

Ihre wöchentlichen Treffen fand längst nicht mehr in Cafés statt, die waren ja in der Zwischenzeit alle verschwunden, statt dessen besuchten sie sich einfach gegenseitig. Die eine wohnte recht vornehm auf der Central Park West, die andere im nördlichsten Teil von Manhattan. Zu Ehren dieser Besuche gab es immer entweder selbstgebackene Vanillekipferl oder mit Powidl gefüllte Buchteln. Es war dann fast wie damals in Wien, als sie sich zum Austausch wichtiger Neuigkeiten mit einem

aus der Küche entwendeten Stück Mehlspeise in einem dunklen Eck verstecken konnten.

Der 90. Geburtstag war das letzte große Fest, das ihre zahlreich gewordenen Familien gemeinsam feierten, denn den 95. Geburtstag erlebte eine der beiden Freundinnen nicht mehr. Ihre Freundschaft hatte tatsächlich 90 Jahre lang bestanden. 90 lange Jahre, in denen sie vieles persönlich erlebten, zum Teil erleben mußten und vieles an sich vorüberziehen sahen. Wenn die noch immer allein lebende Zurückgebliebene gelegentlich von ihrer verstorbenen Freundin spricht, holt sie für gewöhnlich ein per Internet bestelltes Paket Erdäpfelknödelmasse hervor, das sie in Vorbereitung für den nächsten fälligen Besuch bereits besorgt hatte. Erdäpfelknödl hat sie am liebsten gehabt, erklärt sie dann ihren verblüfften Besuchern etwas wehmütig, Erdäpfelknödl mit Rotkraut, wie damals in Altaussee.

Drei Frauen im Halbkreis



Stehende Betende, Nippur, Mesopotamien,
2600-2500 v.u.Z.



Barrio-Grazien

Trauernde Frau, 1450-1475

Sie heißen nicht Aglaia, Euphrosyne und Thalia, wie die drei Grazien üblicherweise sich zu nennen pflegen, sondern Soledad, Flaca und Olivia. Mit Sicherheit haben sie nie von griechischen Göttinnen der Anmut gehört, weder in der Schule, noch sonst irgendwo. Sie haben vielleicht Freundinnen namens Graciella, ohne allerdings die Bedeutung und den Ursprung dieses Namens zu kennen. Die dunkle Hautfarbe ihrer schönen Gesichter und die großen, schwarzen Augen lassen sie jedoch unschwer als berechnete Nachfahrrinnen der drei Grazien erkennen. Sie müssen dazu nicht jene Pose einnehmen, die von den drei Grazien in den letzten 2000 Jahren erwartet wird, nämlich gemeinsam nackt herumzustehen, zwei in Vorderansicht, eine von hinten zu betrachten. Oder umgekehrt.

Soledad, Flaca und Olivia stellen die Anmut ihrer Körper in hautengen Hosen so zur Schau, daß jegliche Vorstellung von Entblößung sich erübrigt. Genauso straff hat selbstverständlich der Oberteil zu sitzen. Sie verletzen damit nicht die Sitten in dem Latino-Viertel, in dem sie leben, da wesentlich umfangreichere Frauen sich ebenfalls engstmöglicher Bekleidung bedienen. Vielleicht bedarf es tatsächlich einer solchen Zurschaustellung geballter Weiblichkeit, um die Ärmlichkeit und Schäbigkeit ihres Viertels in Vergessenheit geraten zu lassen; um

wenigstens den 16-, 17- und 18-Jährigen für eine kurze Zeit jenes Gefühl von Schönheit zu geben, das sie stolz die Hüften schwingen und auf hohen Stöckelschuhen balancieren läßt.

Billige „Stretchjeans“ sind an jeder Ecke ihres Viertels auf der Straße ausgestellt. Aufgezogen über den Unterteil einer Kleiderpuppe, um die Dominanz des Hinterteils zu dokumentieren. Kein griechisches Schönheitsideal ist damit verbunden, sondern eines, das die Durchmischung Mittelamerikas mit Sklaven aus Afrika widerspiegelt. Es ist die überspitzte Ästhetik eines Fernando Botero, die zutrifft, und nicht die Anmut, die Botticelli mit seinen drei Grazien zu vermitteln versucht.

Soledad, Flaca und Olivia gehören auch nicht jener Oberschichte an, die so mancher europäischer Maler und Bildhauer aus seiner Sicht in den drei Grazien festgehalten hat. Ihre Lebensperspektiven beschränken sich in Folge ihrer sozialen Situation auf Gelegenheitsarbeiten oder bestenfalls auf Anstellungen als schicke Verkäuferinnen. Nach einiger Zeit werden Geburten und Alltagssorgen die wachsende Breite ihrer Körperformen bestimmen und ein vorzeitiges Ende ihrer jugendlichen Anmut bewirken.

Drei neue Grazien werden dann ihr Viertel, ihren „Barrio“, beleben. Sie werden anders heißen, sind aber an ihren dunklen, schönen Gesichtern und großen, schwarzen Augen leicht zu erkennen.

Vier Frauen im Halbkreis



Stehende Frau, israelitische Kultur,
8.-7. Jahrhundert v.u.Z.



Jause bei den vier Kartenköniginnen

Grabstein, Klassische Periode,
zypriotisch, 4. Jahrhundert v.u.Z.

Sie trafen sich jeden Donnerstag abwechselnd in der Wohnung einer von ihnen um Punkt halb vier zu einer Jause. Da sie alle vier im ersten Wiener Gemeindebezirk wohnten, war für jede von ihnen höchstens ein kleiner Spaziergang notwendig, um rechtzeitig zum wöchentlichen Treffen einzulangen. Drei von ihnen waren verheiratet, die vierte seit etlichen Jahren geschieden. Ihre Wohnungen verrieten finanzielle Sorgenfreiheit: Exquisite Möbel trugen zur gehobenen Ausstattung der Räume bei; an den Wänden hingen teuer aussehende Bilder.

„Leider merkt man“, pflegt eine von ihnen, nämlich die Katja Rabinowicz, zu ihrer Freundin Lea Smoliner jedes Mal mitleidvoll zu sagen, wenn wieder einmal der Blick auf die Bilder in deren Wohnung fällt, „daß dein Mann zwar ziemlich reich ist, aber leider über keinerlei Geschmack verfügt. Schade, daß du dich seinerzeit beim Ankauf der Bilder nicht hast durchsetzen können.“

Diese gelegentliche Bemerkung traf leider sehr wohl zu, denn Lea Smoliner war eine sehr gebildete Frau, besaß ein Doktorat in Literaturwissenschaften, während der besagte Gatte, ohne sehr viel Vorbildung, durch einen schwunghaften Import/Exporthandel über die Jahre hinweg sehr wohlhabend geworden war. Bei einer solchen Gelegenheit

nicken die anderen wissend, selbst die Angesprochene fühlt sich nicht beleidigt, denn bei zwei der verständnisvoll Nickenden war es nicht sehr viel anders.

Eigenständig wohlhabend schien nur die Katja Rabinowicz zu sein. Sie wurde allerdings gelegentlich von den anderen belächelt, da bei ihr manches Mal das heimatliche Berlinerisch durchschimmerte, obwohl sie bereits seit vielen Jahren in Wien lebte. „Anschlußdeutsch“ nannten es die anderen.

Bis auf die Katja kannte sich der Rest bereits seit ihren Studienzeiten an der Universität Wien. Eine von ihnen, nämlich die Doris Landauer, war eine durchaus anerkannte Psychoanalytikerin und als solche nach wie vor berufstätig.

Die Jause am Donnerstagnachmittag stellte jedenfalls eine wunderbare Gelegenheit dar, den Tisch mit dem schönen Porzellangeschirr und den kleinen silbernen Mehlspeisgabelchen zu decken. Der Nachmittag begann jeweils mit derselben Frage: „Wer will Kaffee, wer Tee?“, obwohl seit Jahren immer nur Kaffee gewünscht wurde. Danach wurden Mehlspeisen und Tortenstücke serviert sowie eine Platte mit sorgfältig verzierten, winzigen Lachs- und Kaviar-Sandwiches. Natürlich war es kein echter Kaviar, aber es schaute immer sehr hübsch aus. Saß man dann endlich gemeinsam um den Tisch herum, war der Zeitpunkt gekommen, die Tratschschleuse zu öffnen. Meist richteten sie Leute aus, die alle sehr gut kannten. Fragen wie „Kennt ihr die oder den“ dienten dabei höchstens als rhetorischen Einleitungen.

„Also, wie die wieder ausgeschaut hat, einfach unmöglich! Das Kleid ist an ihr wie eine Wursthaut gehängt. Und diese aufdringlichen Schuhe, die überhaupt nicht dazugepaßt haben.“

Worauf eine andere sofort auch den Mann der besagten Person aufs Korn nimmt: „Neulich hat er wie ein Obdachloser ausgeschaut. Er könnte endlich einmal auch einen anderen Anzug anziehen, vor allem aber, sich gelegentlich die Schuhe putzen oder putzen lassen, denn wie man hört, haben die nicht nur eine Haushälterin, sondern sogar ein

Köchin! Stellt euch nur vor: So ein Luxus, heutzutage eine eigene Köchin zu beschäftigen! Ich will gar nicht wissen, mit welchen krummen Geschäften er so reich geworden ist.“

Sobald das Ausrichten anderer Leute erschöpft ist, richtet sich das Gespräch üblicherweise auf die eigenen, schon fast erwachsenen Kinder. Klarerweise ist kein einziges darunter, das nicht ein unerkanntes Genie ist oder zumindest alle anderen an Intelligenz übertrifft.

Begonnen hat das mit der Selbsterkennung zu Kartenköniginnen, daß die Katja Rabinowicz ihre Freundinnen bei einer bestimmten Gelegenheit daran erinnerte, daß ihr Mädchenname Hertz lautet und sie aus einer bekannten Berliner jüdischen Familie stamme. Ein Großgroßonkel von ihr sei der berühmte Physiker Heinrich Hertz gewesen, ein weiterer Verwandter damit auch dessen Neffe Gustav Hertz, ein Physiknobelpreisträger.

Worauf die Lea Smoliner schnippisch meinte, sie sei über ihren Mann mit Gustav Pick verwandt, sei sozusagen eine angeheiratete Großgroßnichte von ihm. Der Gustav Pick, fügte sie triumphierend hinzu, ist der Schöpfer der eigentlichen Hymne von Wien, nämlich des Fiakerlieds. Damit die anderen garantiert wissen, wer oder was damit gemeint ist, versuchte sie sich sofort auch als Sängerin: „I führ’ zwa harbe Rappen, Mein Zeug dös steht am Grab’n, A so wie dö zwa trappen, Wer’ns net viel g’sehen hab’n Dieses Lied habt ihr doch alle schon einmal gehört, oder?“

„Also, meine Familie, die Sagredis“, meinte daraufhin die Doris Landauer stolz, stammt von sephardischen Juden ab. Bei uns gibt es eine lange Familienchronik, die fast bis in die Zeit der Vertreibung der Juden aus Spanien reicht. Einer meiner Vorfahren, heißt es, soll angeblich der Joseph ben Ephraim Karo gewesen sein, ein – wie ihr vielleicht weiß – sehr berühmter Rabbiner, der den Schulchan Aruch verfaßt hat. Allerdings, von welcher seiner drei Frauen wir abstammen, ist nicht ganz klar, er hat nämlich dreimal geheiratet.“

An dieser Stelle unterbrach sie die vierte im Bunde, Magda Hochfeller, mit schallendem Gelächter. „Und ich bin die Treffkönigin! Fällt euch nichts auf? Hertz, Pick und Karo? Wir sind die Kartenköniginnen und nicht die in einem Kartendeck!“ Über diesen Einfall begannen sich die anderen vor Lachen fast zu zerkugeln. Der Gastgeberin jenes Nachmittags gefiel das so gut, daß sie aufsprang, vier Sektgläser auf den Tisch stellte und aus der Küche eine Flasche gekühlten, echten Champagners holte.

„Auf uns vier Kartenköniginnen“, prosteten sie sich selbst zu.

Übrigens, das Ausrichten anderen Leute fiel ihnen, da sie sich nun als die vier Kartenköniginnen dazu berechtigt fühlten, noch viel leichter.

Fünf Frauen im Halbkreis



Stehende Frau, Keramik, Olmeca Kultur,
Mexiko, 9.-12. Jahrhundert v.u.Z.



Streik der Furien

Zykladische Kultur,
etwa 3000 v.u.Z.

Furie 1: Also, so geht's nicht mehr weiter! Wohin wir auch kommen, die Leute nehmen uns überhaupt nicht ernst. Manches Mal werden wir sogar ausgelacht.

Furie 2: Ich befürchte, die Zeiten, in denen wir, die Rachegöttinnen, Furcht und Schrecken verbreiten konnten, sind endgültig vorbei. erinnert euch nur: Richtige Familientragödien haben wir seinerzeit ausgelöst.

Furie 3: Und was schlägt ihr beiden vor? Sollen wir uns einmotten lassen? Oder in einem Heim für betagte Künstler um Aufnahme ersuchen?

Furie 1: Wenn ihr mich fragt, dann liegt es daran, daß die Leute wesentlich abscheulichere Gestalten in Filmen oder Animationsspielen sehen, als wir es jemals sein könnten.

Furie 4: Wir könnten zum Beispiel Dienst nach Vorschrift machen. Wohin man uns auch schickt, dort lassen wir uns einfach unerledigte Hausbesuche schriftlich bestätigen, schreiben einen Bericht an unsere vorgesetzten Behörden und gehen statt dessen spazieren oder in ein Kaffeehaus. Dort gibt es garantiert genügend häßliche Leute. Dort werden wir kaum auffallen.

Furie 5: Das ist natürlich eine sehr bequeme Lösung. Aber selbst wenn wir uns entschließen zu streiken, fällt das leider niemandem auf. Keine einzige Seele wird uns vermissen.

Furie 2: Es ist deprimierend! Das letzte Mal hatte ich meine gräßlichste Maske angelegt. Selbst das Haupt einer Gorgone mit all den Schlangen statt Haaren ist dagegen schön. Stundenlang bin ich um den Mann geflattert, der sich bis jetzt standhaft weigert, Alimente für seine Kinder zu zahlen. „Verschwind, du alte Funsenj“, hat er zu mir gesagt „für die Alimente sorgt eh der Staat. Von mir is’ höchstens mit einer Taschenpfändung was zu holen.“ Das hat mich ziemlich betroffen gemacht. Vor Angst haben mir die Beine gezittert, und mein falsches Giftzahngebiß hat gewackelt.

Furie 3: Wir könnten uns natürlich auch modernisieren und auf „emails“ und soziale Medien umsteigen. Mit jeder Email könnten wir ein ganzes Bouquet von Viren mitschicken. Richtige Greuelmärchen über bestimmte Personen in den sozialen Medien zu verbreiten, sollte uns nicht schwer fallen. Kinderschänder, Nutznießer von Korruption, Gewalt in der Familie, wir können auf vieles zurückgreifen. Wenn ihr Computer steht, lernen sie vielleicht dann das Fürchten wieder. Ein von Viren versauter Computer ist wahrscheinlich für viele eine ärgere Strafe, als mit Pest und Cholera geschlagen zu werden. Leider hat sich das Drohen mit der ewigen Verdammnis in den letzten 2000 Jahren erübrigt, da fast alle Sünden weggebeichtet werden können. Also, was meint ihr? Was so mancher ihrer Geheimdienste kann, das können wir schon längst und noch dazu viel besser, denn wir haben Zugang selbst zu jenen Orten, die nicht mit Überwachungskameras abgetastet werden können. Kein einziges Bit kann sich vor uns verstecken. Greuel brauchen wir nicht zu verbreiten, dafür sorgen sie schon selber, aber ihre geliebten „smart phones“ lahmzulegen, sollte uns ein Vergnügen sein. Ein bißchen Feuchtigkeit da und dort zu hinterlassen, ist keine Kunst. Und Datenspeicher permanent zu entladen oder ununterbro-

chen neu zu formatieren auch nicht. Ich bin sicher, so etwas wäre für uns fünf sinnvoller, als einfach aufzugeben.

Furie 2: Also, wenn du glaubst, daß das so einfach geht, dann bin ich auch dafür. Einmotten, wie du gemeint hast, will ich mich nicht lassen. Am Anfang wird uns der Abschied von unseren gewohnten Requisiten schon ein wenig schwer fallen. Mir persönlich würde es leid tun um meine schönen Giftzähne, aufklebbaren Warzen und Lepraflecken für meine Beine.

Furie 1: Dein Vorschlag klingt verlockend, allerdings müssen wir unbedingt unsere griechischen Kolleginnen, die Erinnyen, von unseren Plänen unterrichten. Sie sind zwar nur zu dritt, die Alekto, die Megeira und die Tisiphone, aber vielleicht gerade deswegen nicht leicht zu überzeugen. Es kann uns aber genauso gut passiere, daß die Megeira wieder einmal behauptet, sie habe solche Ideen schon längst gehabt, nur wir Landpomeranzen hätten es nicht begriffen. Egal wie, ich stelle hiemit den Antrag, unsere Tätigkeit auf den letzten Stand der Technik zu heben und auf die bisherigen Einschüchterungsmittel zu verzichten. Gegenantrag? Gegenstimmen? Keine, das ist wunderbar, denn damit ist der Antrag einstimmig angenommen.

Furie 5: Also dann, Mädels, zeigt, was ihr könnt! Und wenn die Erinnyen dagegen sein sollten, dann sollen sie sich halt selber etwas überlegen. Die tun ohnehin immer so oberg'scheit, gradeso, als ob sie etwas Besseres wären. Zeigen wir es ihnen! Wenn's nicht gutgeht, ich meine, wenn die ganze elektronische Schose nicht mehr funktioniert, dann können wir immer noch in einen sinnlosen, unbefristeten Streik treten oder uns von einem Wanderzirkus als Clowntruppe engagieren lassen.

Für eine Zeitlang berichteten die Medien über den Ausfall von Tausenden von „smart phones“ und unzähligen gelöschten Festplatten. Diesbezügliche Meldungen verschwanden allerdings sehr rasch wieder, denn

diese Störungen führten nur zum Verkauf entsprechender neuer Geräte und zu unerwarteten, höchst profitablen Produktionssteigerungen.

Sechs Frauen im Halbkreis



Stehende Frau, zykladische Kultur,
2700–2500 v.u.Z.



Das Coupé

Stehende Frau, Südosteuropa,
5000-3500 v.u.Z.

Im Coupé 1. Klasse eines Fernreisezuges saßen bereits einige Zeit vor der Abreise fünf Frauen. Eine nach der anderen hatte sich hinzugesellt. In Fahrtrichtung am Fenster nestelte eine eher vornehme Dame an ihrer Handtasche, das Kostüm, das sie trug, widerspiegelte ihren etwas konservativ wirkenden, gediegenen Geschmack. Ihr gegenüber wartete eine nicht weniger begütert wirkende Geschäftsfrau oder höhere Angestellte ungeduldig auf die Abfahrt, um endlich in Ruhe ihren „Laptop“ öffnen zu können. Ihr schwarzer Hosenanzug signalisierte Professionalität in der Ausführung ihres Berufs. Die beiden Frauen neben ihr schienen ebenfalls einem etwas gehobeneren Gesellschaftsstand anzugehören. Lediglich die ihnen gegenüber bei der Coupé-Tür Sitzende war sehr schlicht mit einem einfachen Rock und einem Pullover bekleidet. Sie hatte bereits ihr Strickzeug herausgeholt und klappte mit den Stricknadeln vor sich hin. Man ignorierte sich.

Plötzlich, sehr knapp vor der Abfahrt, ging die Tür noch einmal auf, und ein Mädchen oder eine vielleicht sehr mädchenhaft aussehende junge Frau quetschte sich erschöpft auf den freigebliebenen Platz.

„Sehr pünktlich“, kommentierte die Dame am Fenster die zeitgerechte Abfahrt des Zugs.

„Gerade noch geschafft“, atmete das Mädchen auf und verstaute ihren Rucksack im Gepäcksnetz. Die Mißbilligung der anderen, vor allem in Bezug auf ihre enge Jean und ihren kurzen Pullover, der einen kurzen Streifen ihres Bauches freilieÐ, lag förmlich in der Luft.

„Das ist ein Abteil erster Klasse“, bemerkte die im Hosenanzug etwas giftig, um darauf hinzuweisen, daß sich die eben Hinzugekommene wahrscheinlich in Anbetracht der Eile im Waggon geirrt haben mußte.

„Ich weiß“, antwortete freundlich lachend das Mädchen, „ich habe die Platzkarte genau für diesen Sitz bewußt gewählt, weil ich ungern beim Fenster oder bei der Tür sitze. Ich benutze dieses Abteil zumindest einmal im Monat, um nach Hause zu meinen Eltern zu fahren.“

Die bisher mit ihrem Strickzeug Beschäftigte hatte sehr wohl die Feindseligkeit bemerkt, die diesem Mädchen oder jungen Frau von den Anwesenden entgegengebracht wurde. Sie stand auf, holte umständlich ihren kleinen Koffer vom Gepäcksregal und entnahm ihm eine Bonbonniere.

„Da“, bot sie die Schachtel zuerst dem Mädchen an, „als Belohnung für das regelmäßige Besuchen der Eltern. Bei mir ist es leider umgekehrt: Ich muß, wie eben jetzt, meine Kinder und Enkelkinder besuchen fahren.“

Selbstverständlich bot sie danach auch allen anderen im Coupé Bonbons an.

„Das ist aber sehr nett von Ihnen“, meinte die eher vornehme Dame am Fenster, „ich habe allerdings auch etwas, das ich den Damen anbieten kann.“ Sie entnahm einem Papiersack mit der Aufschrift eines bekannten Stadtgeschäftes so eine Art Kommode, gefüllt mit feinsten Bonbons: „Die kauf’ ich nur, weil Kinder so gern mit diesen Schachteln spielen.“

Mit einem Mal kam zögernd ein Gespräch zustande.

„Wo wohnen denn Ihre Eltern“, erkundigte sich die dem Mädchen Gegenübersitzende.

„In einem kleinen Städtchen in Vorarlberg“, entgegnete dieses, froh, daß das Eis gebrochen war. „Es ist urlangweilig dort, ich bin dort aufgewachsen. Ich bin – wie es so schön heißt – kleinstadtgeschädigt. Manches Mal hab’ ich den Eindruck, alle schauen einem zu, wenn man sich zum Essen setzt. Und erst die Burschen dort. Für die sind wir jungen Frauen nur so etwas wie Freiwild, das es zu jagen gilt. Emanzipiert sind dort höchstens die Gastwirtinnen, die auf ihren dicken Hintern herumsitzen und Befehle an das Personal geben.“

Bei dem Wort Hintern zuckte zwar die nach wie vor an ihrem „Laptop“ Hantierende zusammen, meinte aber dann zustimmend: „Das mit den Männern ist so eine Sache. Selbst wenn man – so wie ich – eine ziemlich gehobene Position einnimmt, gibt es immer wieder welche, die einen zu befangern versuchen. Davon kann ich leider ein Lied singen.“

Die bei der Tür Sitzende erkundigte sich neugierig, was denn die junge Mitfahrerin in der Großstadt mache, denn, wie sie vorsorglich hinzufügte, so einfach sei das Leben auch dort wieder nicht.

„Ich bin Stationsärztin in der urologischen Abteilung eines großen Spitals“, erwiderte diese nicht ohne Stolz und fügte bedauernd hinzu: „Bei uns zu Hause gibt’s leider nur geringe Möglichkeiten, meinen Beruf auszuüben.“

„Dann sind wir ja fast Kolleginnen“, streute nun die am Fenster Sitzende ein, die in der Zwischenzeit ihre Handtasche neben sich gestellt hatte. „Ich hab’ eine ziemlich große Privatpraxis im Zentrum der Stadt. Für Haut- und Geschlechtskrankheiten“, fügte sie vorsichtig hinzu, sich gewissermaßen für die vordergründige Anrühigkeit ihres Faches entschuldigend. „Ich bin gerade unterwegs zu einem großen internationalen Kongreß, der dieses Jahr in der Schweiz stattfindet. Statt zu fliegen, wollt’ ich einmal mit dem Zug das Land durchqueren.“

Im Nu waren die beiden Bonbonnieren geleert und das Gespräch lebhafter geworden. Selbst die im Hosenanzug hatte den „Laptop“ zugeklappt und beteiligte sich interessiert am Gespräch. Erst als der Speisewagenkellner vorbeikam und ankündigte, daß ab sofort im Spei-

sewagen das Mittagessen serviert werde, bemerkten alle erstaunt, daß seit Fahrtantritt bereits einige Stunden verstrichen waren.

„Kommt wer mit?“, erkundigte sich aufmunternd die sich offensichtlich in einer gutbezahlten Managerposition Befindliche am Fenster. „Ich lad’ Euch herzlichst dazu ein. Ich hab’ es satt, auf Reisen immer allein im Speisewagen herumzusitzen. Nach meiner Ankunft heut’ geht’s leider gleich los. Für ein halbwegs gemütliches Essen ist dann keine Zeit mehr.“

Nachdem sie zurückgekommen waren, plätscherte die Unterhaltung aufs angenehmste weiter. Visitenkarten wurden gezückt bzw. Adressen ausgetauscht. Man versprach sich, sich einmal auch zu Hause treffen zu wollen, sobald halt alle wieder zurück sind.

„Schade“, meinte schließlich eine von ihnen, „daß ich bei der nächsten Station aussteigen muß. Zum ersten Mal – und ich fahre sehr oft diese Strecke – wär’ ich gern weitergefahren. Mit euch als Mitreisenden.“

Ganz offensichtlich hatten sich die sechs Frauen im Abteil innerhalb einiger Stunden angefreundet. Und das trotz des anfänglichen Mißtrauens und vorliegender sozialer Unterschiede. Selbst der jungen Frau schien es leid zu tun, daß sich ihre Mitfahrerinnen eine nach der anderen verabschieden mußten. In Vorarlberg war dann auch ihre Reise zu Ende.

Irgendwie hatte ein kleines Wunder stattgefunden, denn üblicherweise sitzen sich gemeinsam in einem Coupé Reisende nur schweigend gegenüber und warten sehnsüchtig darauf, daß die anderen endlich aussteigen.

Nachwort

Als ich im Dezember 2009 im *Institute for the Ancient World* der *New York University* die Ausstellung *The Lost World of Old Europe* sah, war ich fasziniert von den dort gezeigten Objekten einer Kultur, die zwischen 3500 und 5000 v.u.Z. in Südosteuropa blühte. Ich war tief beeindruckt von der Abstraktheit der Darstellungen, insbesondere von der geometrischen Anordnung im sog. Frauenparlament. Die Ausstellung umfaßte lediglich zwei Räume, die sich aber als wahre Schatzkammern erwiesen. Ich glaube, ich habe die Ausstellung insgesamt viermal besucht und somit vermutlich einen halben Tag dort verbracht.

Bei dem Versuch, die merkwürdige Anordnung von weiblichen Figuren im Frauenparlament zu verstehen, schob sich immer wieder der Gedanke in den Vordergrund, es könnte sich auch um einen Kalender handeln. Um einen ganz besonderen Kalender muß es sich handeln, dachte ich mir, um einen Kalender, vielleicht von Frauen als Zeitmaß für Frauen erdacht. Fünfzehn Figuren in einem Kreis aufzustellen, überlegte ich, muß einfach eine sehr reale Bedeutung haben. Die erste Geschichte, unmittelbar nach den Besuchen in jener Ausstellung aufgeschrieben, widerspiegelt diesen Versuch.

Irgendwann danach habe ich gelesen, daß sich vierzehn Frauen im Verlassenschaftsgericht um einen Anteil am Erbe nach Gustav Klimt gestritten haben. Klimts vierzehn Frauen ließen in mir die Idee entstehen, zu dem an die 6000 - 7000 Jahre alten Kalender Geschichten mit der jeweils zutreffenden Zahl von Frauen zu verfassen und zwar in einer Reihenfolge, nach der vielleicht ein solcher Kalender verwendet worden ist. Dies bedingt, daß es nun zum Beispiel drei verschiedene Geschichten von sechs Frauen gibt. Lediglich für sieben bis fünfzehn „Frauen“ bedarf es jeweils nur einer Geschichte.

Überdies entschloß ich mich, vielleicht auch, weil im *Metropolitan Museum* der Raum mit zykladischer Kunst mein Lieblingsort ist, als Illustrationen Bilder von Skulpturen bzw. von Teilen davon zu verwenden. Diese Skulpturen, in einem Zeitraum von fast 10 000 Jahren entstanden, verbindet ein einziges Thema: „Die Frau“.

Anmerkungen:

Fünfzehn Frauen im äußeren Kreis:

Als Donauzivilisation, Donaukultur oder Alteuropa wird eine vorindoeuropäische chalkolithische Kultur des Balkans bezeichnet, die von ca. 5000 bis ca. 3500 v. u. Z. existierte. Sie gilt als Vorgängerkultur der minoischen und der mykenischen Kultur. Bei der Donauzivilisation handelt es sich um eine Überschneidung verschiedener miteinander verwandter Balkan-Kulturen, die von den neolithischen Kulturen von Sesklo in Griechenland und Starčevo-Criş in Serbien und Rumänien abstammen.

Vierzehn Frauen im äußeren Kreis:

Nach Klimts Ableben erhoben nachweislich 14 Frauen für ihre Kinder Anspruch auf einen Anteil am Erbe.

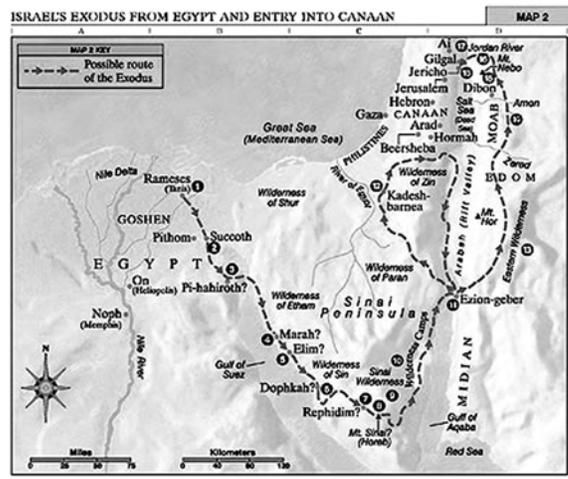
Dreizehn Frauen im äußeren Kreis:

Die U-förmige Tafel ist wie folgt angeordnet:

<i>Sarah, die Ältere</i>	<i>Simon Petrus</i>
<i>Anat</i>	<i>Andreas</i>
<i>Rebecca aus Sichem</i>	<i>Jakobus ben Zebedäus</i>
<i>Tamara, die Rote</i>	<i>Johannes</i>
<i>Naomi</i>	<i>Philippus</i>
<i>Ruth aus Beer Sheba</i>	<i>Bartholomäus</i>
<i>Maria Magdalena</i>	<i>Joshuah</i>
<i>Chava</i>	<i>Thomas</i>
<i>Miriam aus Jericho</i>	<i>Matthäus</i>
<i>Tamara, die Schwarze</i>	<i>Jakobus ben Alphäus</i>
<i>Sarah, die Jüngere</i>	<i>Thaddäus</i>
<i>Migdal</i>	<i>Simon Kananäus</i>
<i>Apollonia, die Griechin</i>	<i>Judas Ischkariot</i>

Zwölf Frauen im äußeren Kreis:

Elim war der Überlieferung nach die 5. Station während des Exodus.



Elf Frauen im äußeren Kreis:

„Wenn wir nun weiter erfahren, dass in Elis die Frauen, welche dem Dionysosdienst geweiht waren, die "Sechszehen" hiessen..., dass in Sparta ein Collegium von elf Frauen, die man die Dionysiaden nannte, in Beziehung zum Dionysoscult stand ..., dass ... , so dürften diese Zeugnisse ... hinreichen, in dem delphischen Institut der Verknüpfung der Dionysosfeier mit einem geschlossenen Collegium von Frauen eine Einrichtung zu erblicken, welche über ganz Griechenland verbreitet war. Auch lassen sich deutliche Spuren der Abhängigkeit dieses dionysischen Frauendienstes im übrigen Griechenland von Delphi wahrnehmen“.

Aus: Adolf Rapp: *Die Mänade im griechischen Cultus*, in

der Kunst und Poesie. In: Rheinisches Museum für Philologie. 27, 1872.

Neun Frauen im äußeren Kreis:

Die neun olympischen Musen sind:

Klio (Geschichtsschreibung), *Melpomene* (Tragödie),

Terpsichore (Chorlyrik und Tanz),

Thalia (Komödie), *Euterpe* (Lyrik und Flötenspiel),

Erato (Liebesdichtung),

Urania (Astronomie),

Polyhymnia (Gesangs mit der Leier),

Kalliope (epischen Dichtung, Rhetorik, Philosophie und Wissenschaft).

Völva: der altnordische Begriff für eine Seherin, Wahrsagerin, Hexe, Zauberin, Prophetin oder Schamanin.

Erinnyen (griechisch), Furien (römisch): drei Rachegöttinnen sind: *Alekto*, „die (bei ihrer Jagd) Unaufhörliche“, *Megaira*, „der neidische Zorn“, *Tisiphone*, „die Vergeltung“.

Acht Frauen im äußeren Kreis:

Notation für die Schachfelder:

	a	b	c	d	e	f	g	h	
8									8
7									7
6									6
5									5
4									4
3									3
2									2
1									1
	a	b	c	d	e	f	g	h	

b-2a bedeutet z.B. Bauer auf Feld 2a, bin-2a somit eine Bäuerin auf diesem Feld.

Vier Frauen im äußeren Kreis:

Raymond Berenger V, 1198-1245, Fürst der Provence,
Töchter:

Marguerite, 1221-1296, Königin von Frankreich, verh. mit
Ludwig IX., König von Frankreich,

Eleanor, 1223-1291, Königin von England, verh. mit Henry
III., König von England,

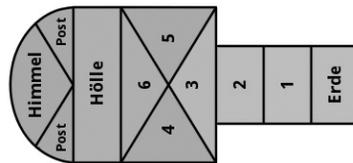
Sanchia, 1228-1261, Königin des Römischen Reichs, verh.
mit Richard, Earl of Cornwall and römischer König,

Beatrice, 1231-1267, Königin von Sizilien, verh. mit Charles
von Anjou, König von Sizilien.

Alma Rosé, *3. November 1906 in Wien; †4. April 1944 im
Konzentrationslager Auschwitz, österreichische Violinistin
jüdischer Abstammung. Sie leitete nach ihrer Deportation
ins KZ das sogenannte Mädchenorchester in Auschwitz.
Nichte von Gustav Mahler.

Eine Frau im Kreis:

Eine Form des Tempelhufens ist z.B.:



Fünf Frauen im (ersten) Halbkreis:

Der Genter Altar ist ein Flügelaltar in der Genter St.-Bavo-Kathedrale. Er wurde von *Jan van Eyck* und möglicherweise dessen Bruder *Hubert van Eyck* geschaffen und 1432 oder 1435 von *Jan van Eyck* in der Kathedrale aufgestellt. Thema des Retabels ist die Anbetung des Lammes aus der Offenbarung des Johannes mit Engeln und Heiligen. Die Geschichte bezieht sich auf das rechte Engelbild.

Drei Frauen im (ersten) Halbkreis:

Gustave Courbet, *1819 Ornans, Frankreich; †1877 La Tour-de-Peilz, Schweiz, französischer Maler.

James Abbott McNeill Whistler, *1834, Lowell, Massachusetts; †1903 Chelsea (London), amerikanischer Maler.

Joanna Hifferman, *etwa 1843; †nach 1903: Modell und „Muse“ der Maler Whistler und Courbet.

Zwei Frauen im (ersten) Halbkreis:

Alice Rühle-Gerstel, *1894, Prag; †1943, Mexico City, Schriftstellerin, Psychologin und Frauenrechtlerin jüdischer Herkunft.

Lenka Reinerová, *1916, Prag; †1943, Prag, Schriftstellerin, letzte Vertreterin des Prager Deutsch, ebenfalls jüdischer Herkunft.

Franz Carl Weiskopf, *3. April 1900 in Prag; †14. September 1955 in Berlin, deutschsprachiger Schriftsteller und Journalist.

Egon Erwin Kisch, *29. April 1885 in Prag; †31. März 1948 ebenda, „der rasende Reporter“, einer der bedeutendsten Reporter in der Geschichte des Journalismus.

Karl Heinrich Otto Rühle, *23. Oktober 1874 in Großvoigtsberg bei Freiberg in Sachsen; †24. Juni 1943 in Mexiko City, sozialdemokratischer, später rätekommunistischer Politiker und Schriftsteller.

Die Frau im Zentrum:

Venus vom Hohlen Berg (*Venus von Schelklingen*), Universität von Tübingen, 35000 - 40000, *Venus von Dolní Věstonice*, Mährisches Landesmuseum Brünn, 25000 - 29000, *Venus vom Galgenberg*, Naturhistorisches Museum Wien, etwa 30 000, *Venus von Willendorf*, Naturhistorisches Museum Wien, etwa 25 000 - 30000 Jahre alt.

Aphrodite von Knidos, 350 - 340 v.u.Z.: Die ursprüngliche Statue ist nicht vorhanden, allerdings gibt es etliche noch in klassischen Zeiten angefertigte Kopien. *Venus von Milo*, etwa 100 v.u.Z., Louvre, Paris, *Aphrodite Kallipygos*, Archäologisches Museum, Neapel.

Eine Frau im (zweiten) Halbkreis

Das *Philosophical Magazine* ist die älteste kommerzielle wissenschaftliche Zeitschrift der Welt. Sie erschien erstmals im Juni 1798 in London. Seit 1852 wird sie vom Verlag Taylor & Francis herausgegeben.

Zu den Autoren zählen u.a. *Michael Faraday, James Prescott Joule, James Clerk Maxwell, Joseph John Thomson, Baron Rayleigh, Ernest Rutherford, Ludwig Boltzmann* und *Niels Bohr*.

William Wilson, *1875; †1965, englischer Physiker.

Zwei Frauen im (zweiten) Halbkreis

Die Freundschaft der beiden Frauen hat tatsächlich unglaubliche 90 Jahre gehalten. Beide waren ursprünglich Nachbarkinder in Pötzleinsdorf. In der Geschichte sind nur die Umstände – bis auf die Erdäpfelknödel – geändert.

Drei Frauen im (zweiten) Halbkreis

Die Namen der drei Grazien sind: *Aglaia*, „die Glänzende“, *Euphrosyne*, der „Frohsinn“ und *Thalia*, die „Festfreude“ (gleicher Name wie der einer der Musen).

Fernando Botero (*19. April 1932 in Medellín) ist ein kolumbianischer Maler und Bildhauer.

Sandro Botticelli, Die drei Grazien in dem berühmten Bild „*Primavera*“ (Der Frühling), 1478.

Vier Frauen im (zweiten) Halbkreis

Gustav Pick, *10. Dezember 1832 im Ghetto von Rechnitz, Burgenland; †29. April 1921 in Wien: Musiker und Komponist von Wienerliedern. Von ihm stammt u.a. das *Fiakerlied*.

Heinrich Rudolf Hertz, * 22. Februar 1857 in Hamburg; †1. Januar 1894 in Bonn: gilt als einer der bedeutendsten Physiker des 19. Jahrhunderts. In der NS-Zeit wurde sein Porträt wegen seiner jüdischen Abstammung aus dem Hamburger Rathaus entfernt, sowie nach ihm benannte Institutionen und Straßen zumeist umbenannt.

Gustav Ludwig Hertz, * 22. Juli 1887 in Hamburg; †30. Oktober 1975 in Ost-Berlin: deutscher Physiker (Nobelpreisträger) und Neffe des Physikers Heinrich Hertz. 1935 wurde ihm wegen seiner jüdischen Abstammung die Prüfungsberechtigung entzogen.

Josef ben Ephraim Karo, *1488 vermutlich in Toledo; †24. März 1575 in Safed: Rabbiner und Kabbalist. Er ist der Verfasser des *Schulchan Aruch*.

Schulchan Aruch: autoritative Zusammenfassung religiöser Vorschriften des Judentums.

Fünf Frauen im (zweiten) Halbkreis

Gorgonen: geflügelte Gestalten mit Schlangenhaaren, die jeden, der sie anblickt, zu Stein erstarren lassen.

		Vorwort	3
1	15 Frauen im Kreis	Das Frauenparlament	5
2	14 Frauen im Kreis	Streit um Gustav Klimts Erbe	9
3	13 Frauen im Kreis	Der Tisch gegenüber	15
4	12 Frauen im Kreis	Die Brunnen von Elim	21
5	11 Frauen im Kreis	Die Dionysiaden	27
6	10 Frauen im Kreis	In einer New Yorker U-Bahn	30
7	9 Frauen im Kreis	Das Formular	39
8	8 Frauen im Kreis	b-in2a bis b-in2h	46
9	7 Frauen im Kreis	Der japanische Faltenfächer	50
10	6 Frauen im Kreis	Sarahs Resolution	54
11	5 Frauen im Kreis	Das burgundische Pentagramm	65
12	4 Frauen im Kreis	Das Quartett Berenger	71
13	3 Frauen im Kreis	Toni, Hanna und Laura	77
14	2 Frauen im Kreis	Edelstein und Edelsteinchen	86
15	1 Frau im Kreis	Tempelhupfen	94
16	6 Frauen im Halbkreis	Susanna im Bade	102
17	5 Frauen im Halbkreis	van Eycks Musikantinnen	105
18	4 Frauen im Halbkreis	Der Erinnerungstetraeder	110
19	3 Frauen im Halbkreis	Courbets „Drei Badende“	114
20	2 Frauen im Halbkreis	Zwei Pragerinnen in Mexiko	119
21	1 Frau im Halbkreis	Walburgisnacht	125
22	Die Frau im Zentrum	Veneres	131
23	1 Frau im Halbkreis	Die Frau aus Hampstead	135
24	2 Frauen im Halbkreis	Das Ende einer langen Freundschaft	139
25	3 Frauen im Halbkreis	„Barrio“ Grazien	144
26	4 Frauen im Halbkreis	Jause bei den Kartenköniginnen	147
27	5 Frauen im Halbkreis	Streik der Furien	152
28	6 Frauen im Halbkreis	Das Coupé	156
		Anmerkungen	162
		Inhalt	